



universität
wien

DIPLOMARBEIT

***„Die antirealistische Position des wissenschaftlichen
Realismus –
Soziokulturelle Wende
der analytischen Sprachphilosophie“***

angestrebter akademischer Grad:

Mag. phil.

Verfasser:	Mag. Sebastian Baier
Matrikel-Nummer:	0106727
Studienrichtung (lt. Studienblatt):	Diplomstudium Philosophie
Studienkennzahl (lt. Studienblatt)	A 296
Betreuer:	Ao. Univ.-Prof. Dr. Herbert Hrachovec

Wien, im Oktober 2009

DIE ANTIREALISTISCHE POSITION DES WISSENSCHAFTLICHEN REALISMUS – SOZIOKULTURELLE WENDE DER ANALYTISCHEN SPRACHPHILOSOPHIE

1. EINLEITUNG:

1.1.: Die Realismusdebatte und Philosophy of Mind – die Grundfragen zweier eng verwandter Felder:	4
1.2.: Die Wahrnehmung als epistemologischer Konnex – und das Problem der Materialisten:	6
1.3.: Ausblick:	8

2. REALISMUS UND ANTI-REALISMUS:

2.1.: Die Realismusdebatte – die Gegenwart einer urtümlich philosophischen Frage:	9
2.1.1.: Realismus – die Realität als Fertigwelt:	9
2.1.2.: Idealismus - die Realität als Geist:	9
2.1.3.: Erkenntnis – der Zugang zur Realität:	10
2.1.4.: Relativismus – der Zugang zur Pluralität:	10
2.1.5.: Wahrheit – die Auffassung der Realität:	10
2.1.6.: Semantischer Realismus – Aussagen als Realität:	11
2.1.7.: Logischer Positivismus – Sinnesdaten als Realität:	11
2.1.8.: Wissenschaftlicher Realismus – „finished science“ als Realität:	12
2.2.: Die Herkunft der Realismusdebatte:	12
2.2.1.: Die „eidos“ der Antike – und die Ähnlichkeitstheorie der Referenz:	12
2.2.2.: Der Universalienstreit:	13
2.2.3.: Empirismus vs. Rationalismus:	14
2.2.4.: Kant´s transzendentaler Idealismus und empirischer Realismus:	15
2.2.5.: Idealismus und der Kollaps der Systemphilosophie:	15
2.2.6.: Positivismus, Pragmatismus, Phänomenologie und Sprachphilosophie – die Ausgangslage für die Philosophie der Gegenwart:	16
2.3.: Putnam´s philosophische Unternehmung – Pragmatischer Realismus zwischen Relativismus und Idealismus:	17
2.3.1.: Putnam´s Kritik am logischen Positivismus – und an der Wissenschaftstheorie des 20. Jahrhunderts:	17
2.3.2.: Eine Theorie der Bedeutung – Twin Earth und warum Bedeutungen nicht im Kopf sind:	18
2.3.3.: Putnam´s Kritik an der Korrespondenztheorie der Wahrheit:	20
2.3.4.: Wahrheit als ideale Rechtfertigbarkeit:	21
2.3.5.: Referenz als Problem des metaphysischen Realismus:	22
2.3.6.: Putnam´s Kritik am wissenschaftlichen Realismus:	23
2.3.7.: Putnam´s „internal realism“:	24
2.3.8.: Konzeptuelle Relativität:	25
2.3.9.: Warum konzeptuelle Relativität kein Relativismus ist:	27
2.3.10.: Der Kollaps der Fact/Value Dichotomy:	28

3. PHILOSOPHY OF MIND UND MENTAL CAUSATION:

3.1.: Die analytische Philosophie des Geistes – und die Suche nach dem Ort des Mentalen in einer physikalischen Welt: . . . 30

3.2.: Positionen im Mind-Body Problem – Mind-Body-Theorien:

3.2.1.: Cartesianischer Substanzdualismus und kausaler Interaktionismus:	32
3.2.2.: Prästabilisierte Harmonie, Okkasionalismus, Double-Aspect Theorie:	32
3.2.3.: Epiphänomenalismus – das Mentale als Schatten des Physischen:	33
3.2.4.: Emergentismus – das Mentale als emergente Qualität des Physischen:	33
3.2.5.: Mind-Body-Identitätstheorie – das Mentale ist das Physische:	33
3.2.6.: Funktionalismus – das Mentale als funktionale Eigenschaft des Physischen:	35
3.2.7.: Supervenience – die Relation zwischen dem Mentalen und dem Physischen:	37
3.2.8.: Reduktionismus und Supervenience-Physikalismus – ein Dilemma:	39

3.3.: Was eine Mind-Body-Theorie erklären können soll – Bewusstsein, „mental content“ und „mental causation“:

3.3.1.: Supervenience und Bewusstsein – das Qualia-Problem:	42
3.3.2.: „Mental Content“ – wie mentale Zustände zu ihrer Bedeutung kommen:	43
3.3.3.: „Mental Causation“ – woher die kausale Relevanz des Mentalen kommt:	47

3.4.: Das Dilemma des Physikalismus – zwischen Dualismus, Determinismus und der Irrealität des Mentalen: 50

4. DIE ANTIREALISTISCHE POSITION DES WISSENSCHAFTLICHEN REALISMUS: 52

4.1. Putnam´s Abkehr vom Funktionalismus – die Utopie des Funktionalismus: 53

4.2. Einwände gegen Kim´s Physikalismus - und die Interface-Konzeption der Wahrnehmung: 54

4.2.1. Epiphänomenalismus oder Reduktionismus – die Plausibilität einer Zombie-Welt:	54
4.2.2. Das Argument vom fehlenden Kontext des Dilemmas:	56
4.2.3. Kontext-sensitive Semantik, Wittgenstein´s Einfluss und semantischer Externalismus:	57
4.2.4. Philosophy of Mind und das Erbe religiöser Denkweisen:	58
4.2.5. Die Unnötigkeit der Interface-Konzeption der Wahrnehmung:	58
4.2.6. Das Problem mit „narrow content“ und wieder das Funktionalismus-Problem:	60
4.2.7. Semantischer Externalismus und warum psychologische Zustände nicht nur interne Zustände sein können:	61
4.2.8. Bewusstsein und Qualia - Probleme als Folge der Interface-Konzeption:	62

4.3. Die Antinomie des Realismus – und die Überwindung durch direkten Realismus:	63
4.3.1. Putnam´s kritischer Blick auf seine Denkentwicklung:	64
4.3.2. Vom internen zum direkten Realismus:	65
4.3.3. Direkter Realismus und Wahrheit:	67
4.4. Die soziokulturelle Wende in der analytischen Sprachphilosophie:	70
 5. SCHLUSS:	
5.1. Die antirealistische Position des wissenschaftlichen Realismus:	71
5.2. Realismus:	72
5.3. Pragmatismus:	73
 Literaturverzeichnis:	76
Abstract:	78
Lebenslauf:	79

DIE ANTIREALISTISCHE POSITION DES WISSENSCHAFTLICHEN REALISMUS – SOZIOKULTURELLE WENDE DER ANALYTISCHEN SPRACHPHILOSOPHIE

1. EINLEITUNG:

In dieser Arbeit werde ich vor dem Hintergrund der Realismus-Antirealismus-Debatte zeigen, dass ein wissenschaftlicher Realismus in der analytischen Philosophie des Geistes zu einer antirealistischen Position führt.

Ich werde argumentieren, dass dieses Ergebnis auf die Unsinnigkeit hinausläuft, überhaupt einen wissenschaftlichen Realismus als philosophische Position zu halten.

Weiters werde ich unter starker Bezugnahme zur Philosophie Hilary Putnams eine realistische Haltung skizzieren, welche der Philosophie nicht die Grundlage entzieht, wie ein Scientismus, sondern, wie der Pragmatismus, den Dingen, die für unser Leben wichtig und unerlässlich sind, philosophische Bedeutung beimisst.

Nach dem Kollaps der „Fact/Value-Dichotomy“ und der Einsicht, dass es keine werteunabhängigen Tatsachen gibt, stellt Putnam den ethischen Diskurs auf die selbe epistemologische Ebene wie den wissenschaftlichen, er stellt darüber hinaus klar, dass kein Diskurs ohne Bezug auf gesellschaftliche Normen und die Sprachgemeinschaft möglich ist. Er steht damit im Zentrum einer soziokulturellen Wende in der analytischen Sprachphilosophie.

Putnam gelingt es dabei, die Diskussion aus der Philosophiegeschichte sowie aus den gegenwärtigen Strömungen der analytischen Philosophie in jahrelanger Entwicklung zusammenzuführen.

So wird er zu einer der zentralen Figuren in der proklamierten Annäherung von analytischer und kontinentaler Philosophie und ist vermutlich einer der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart. Seine Texte zur Realismus-Antirealismus-Debatte und seine Beiträge in Philosophy of Mind sind aus diesem Grund und wegen ihrer Tiefe ein idealer Einstieg zur Entfaltung zweier Grundfragen der Philosophie.

1.1.: Die Realismusdebatte und Philosophy of Mind –

die Grundfragen zweier eng verwandter Felder:

Gibt es reale Objekte und existieren sie, und somit die Welt unabhängig von unserer Erfahrung und unseres Wissens von ihnen? Haben sie Eigenschaften und gehen sie Relationen ein unabhängig von unseren Konzepten, mit denen wir sie verstehen und unserer Sprache, mit der wir sie beschreiben? Können wir bewusstseinsunabhängige Objekte erkennen, in unserer Sprache auf konkrete und allgemeine Begriffe referieren, sowie zwischen wahren und falschen Aussagen unterscheiden?

Antworten auf diese Fragen trennen die Ansichten von Realisten von Antirealisten. Tatsächlich lässt sich jede philosophische Position durch bejahende oder verneinende Antworten und nach den Gründen dieser Antworten charakterisieren. Ein Blick auf die Philosophiegeschichte wird zeigen, wie sich die gegenwärtige Unterscheidung Realismus – Antirealismus herausgebildet hat. Die möglichen Positionen in der Fragestellung werden die differenzierte Lage der Debatte aufzeigen und Putnams Entwicklung als kritische Auseinandersetzung mit der Philosophie des 20. Jahrhunderts verständlich machen und skizzieren.

Wie verhalten sich mentale und physikalische Eigenschaften? Wie ist ein biologisch-physikalisches Wesen in der Lage, mentale Phänomene, wie Gedanken, Gefühle, Hoffnungen, Überzeugungen und Erfahrungen zu haben? Wo ist der Ort der Mentalität in einer fundamental physikalischen Welt?

In der Philosophy of Mind führen Antworten auf diese und daran geknüpfte Fragen zu den Positionen im Mind-Body Problem. Nach einer Darstellung der möglichen Theorien in der Philosophie des Geistes, werde ich die Probleme, die im Bezug zur Realismusdebatte interessant sind, herausarbeiten und mit Jaegwon Kim auf ein Dilemma des Physikalismus stoßen, welches die Realität mentaler Phänomene ernsthaft in Frage stellt.

1.2.: Die Wahrnehmung als epistemologischer Konnex – und das Problem der Materialisten:

Es ist ein Ziel dieser Arbeit, zwei philosophische Debattenlagen an ihren spannendsten Punkten darzustellen, doch andererseits möchte ich auf den epistemologischen Konnex der Fragen hinweisen: Wahrnehmung und Erkenntnis setzen die Realität des Mentalen voraus. Es ist diese Voraussetzung, die stets transportiert wird, unabhängig davon, ob der Welt oder dem Bewusstsein der höhere ontologische Status zugeschrieben wird, unabhängig davon, ob Erkenntnis als objektiv oder relativ gesehen wird, unabhängig davon, ob ein monistisches oder pluralistisches Weltbild zugrunde liegt.

Diese Voraussetzung ist also jedem Realismus und Idealismus, jedem Absolutismus und Relativismus, sowie jedem Monismus und Pluralismus eingeschrieben. Wenn diese Interpretation richtig ist, dann muss der Physikalismus Mentalität erklären können und die Relationen zwischen mentalen und physikalischen Zuständen spezifizieren, um sein realistisches Weltbild der Wissenschaft aufrechtzuerhalten.

Hilary Putnam schreibt:

“If (...) we insist on sticking to the fundamental „Objectivist“ assumptions, the only line we can then take is that mental phenomena must be highly derived physical phenomena in some way (...). By the fundamental “Objectivist assumptions” I mean (1) the assumption that there is a clear distinction to be drawn between the properties things have “in themselves” and the properties which are “projected by us” and (2) the assumption that the fundamental science – in the singular, since only physics has that status today – tells us what properties things have “in themselves”. (...).

Modern Objectivism has simply become Materialism. And the central problem for Materialism is ‘explaining the emergence of mind` (Putnam 1987 in McCormick 1996, 19 f.).

Wenn der Materialismus nicht in der Lage ist, die „Emergenz des Geistes“ zu erklären, dann fällt er mit seiner realistischen Grundannahme, dass die Welt in physikalischen Relationen total beschrieben werden kann. Um hier schon vorzugreifen, die Emergenz des Geistes zu erklären, löst das Problem noch nicht; was ein Emergentismus und auch ein Reduktionismus letztlich zeigen muss, ist die kausale Relevanz geistiger Prozesse und mentaler Phänomene.

Jaegwon Kim beschreibt die Notwendigkeit von „mental causation“ im Mind-Body Problem sehr eindrücklich, wenn er festhält, dass die kausale Relevanz mentaler Zustände die Voraussetzung zur Erklärung von Handlungen und zur Wahrnehmung und Wissen überhaupt darstellen:

“If this is correct, it follows that agency is possible only if mental causation is possible. For an agent is someone who is able to act for reasons and whose actions can be explained and evaluated in terms of the reasons for which he acted. And this entails that reasons, that is mental states like beliefs, desires, and emotions, must be able to cause us to do what we do” (Kim 1998a, 127).

Und weiter:

“In fact, the very idea of perceiving something – say, seeing a tree – involves the idea that the object seen is the cause of an appropriate perceptual experience. (...). If, therefore, perception necessarily involves mental causation, there could be no knowledge of the world without mental causation” (Kim 1998a, 128).

Das philosophische Problem des Materialismus besteht letztlich darin, dass er zu einem Determinismus wird, wenn er mentalen Phänomenen keine eigenständige kausale Relevanz zuschreiben kann.

Die pragmatische Annäherung Putnam´s besteht grundsätzlich darin, das philosophisch ernst zu nehmen, was in unserem Leben Gewicht hat:

“ (...) as for the question of the „metaphysical status“ of beliefs and meanings, if there is one thing I have learned from the classical pragmatists, Pierce, Dewey, and James, as well as from Wittgenstein, it is to take seriously – metaphysically seriously, if you like – ways of talking that are obviously indispensable to our lives and our thought” (Putnam 1999, 120).

In seinen Dewey-Lectures hält er resümierend fest:

“Part of what I have been trying to show in these lectures is that what we recognize as the face of meaning is, in a number of fundamentally important cases, also the face of our natural cognitive relations to the world (...) even though it is also the case that as language extends those natural cognitive relations to the world, it also transforms them” (Putnam 1999, 69).

Putnam verwirft kausale Theorien der Wahrnehmung zugunsten seiner jüngeren Ansicht, dass wir über natürliche, kognitive Relationen epistemischen Zugang zur Welt erfahren und wird gegen einen wissenschaftlichen Materialismus, sowie gegen einen metaphysischen Realismus einwenden, dass diese Positionen keinen Platz für die kognitiven und normativen Aktivitäten der Menschen lassen und seinerseits für einen direkten, natürlichen Realismus plädieren.

Weiters veranschaulicht er dabei seine Ansicht, dass die wichtigsten philosophischen Fragen nicht angemessen von einer philosophischen Disziplin behandelt werden können:

“A nice allocation of philosophical problems to different philosophical “fields” makes no real sense. To suppose that philosophy divides into separate compartments labelled “Philosophy of mind”, “Philosophy of language”, “epistemology”, “value theory”, and “metaphysics” is a sure way to lose all sense of how the problems are connected (...)“ (Putnam 1999, 69).

Ich werde solchen Verbindungen zwischen Philosophy of Mind, Epistemologie und Metaphysik in dieser Arbeit folgen.

1.3.: Ausblick:

Im zweiten Kapitel werde ich mich mit der Realismusdebatte in ihrer geschichtlichen Entwicklung, sowie der gegenwärtigen Diskussion mit starkem Bezug auf die Entwicklung Putnams auseinandersetzen.

Im dritten Kapitel beschäftige ich mich mit der analytischen Philosophie des Geistes, werde die philosophischen Positionen zum Mind-Body Problem herausarbeiten und unter Rückgriff auf die Werke von Jaegwon Kim die gegenwärtige Debattenlage und die Schlüsselprobleme skizzieren.

Schließlich werde ich im vierten Kapitel die enge Verwandtschaft der Fragestellungen aufzeigen, indem ich behaupte, dass jeglicher Realismus die Realität des Mentalen voraussetzt, und mich mit den Alternativen sowie mit philosophischen Implikationen beschäftigen, die Putnam in seiner späten Philosophie zur Einsicht brachten, dass die Annahme einer Schnittstelle zwischen Bewusstsein und externer Welt aufgegeben werden muss, damit philosophischer Fortschritt in der Realismus- und in der Philosophy of Mind-Debatte möglich wird (vgl. Putnam 1999, 169 f.).

2. REALISMUS UND ANTI-REALISMUS:

2.1.: Die Realismusdebatte –

die Gegenwart einer urtümlichen philosophischen Frage:

Die Unterscheidung zwischen Realismus und Antirealismus ist jünger als die dahinter liegende Frage, welche in der Philosophie verhandelt wurde – die Frage nach der ultimativen Realität aller Dinge und danach, ob wir diese erkennen können.

Der Begriff „Realismus“ taucht schon früh auf, die Gegenpositionen wurden unter Begriffen wie „Nominalismus“ und später „Idealismus“ zusammengefasst. Ständig präsent waren überdies der Skeptizismus und der Relativismus, gegen den sowohl idealistische als auch realistische Philosophen ihre Ansichten formuliert haben. Es gibt also nicht nur zwei Seiten in der Debatte, sondern entscheidende Differenzierungen. Daher ist es zielführend, eine grundsätzliche Charakterisierung der Positionen vorzunehmen, und dann einen Blick auf die Philosophiegeschichte zu werfen.

2.1.1.: Realismus – die Realität als Fertigwelt:

Die Grundannahmen des realistischen Philosophen können in der Darstellung leicht variieren, im Wesentlichen sind es jedoch die Folgenden (vgl. Audi et al. 1999, 562):

- (1) Es gibt reale Objekte.
- (2) Sie existieren unabhängig von unserer Erfahrung und unserem Wissen von ihnen.
- (3) Sie haben Eigenschaften und gehen Relationen ein unabhängig von unseren Konzepten, mit denen wir sie verstehen und unserer Sprache, mit der wir sie beschreiben.

Brock und Mares fassen diese zu zwei Thesen zusammen (vgl. Brock&Mares 2007, 2): die Existenz-These ((1)+(3): dass es eigenständige Entitäten und Fakten gibt) und die Unabhängigkeits-These ((2): dass deren Existenz und Natur objektiv und bewussteins-unabhängig besteht).

Antirealisten können dadurch charakterisiert werden, dass sie eine oder beide Thesen verwerfen.

2.1.2.: Idealismus - die Realität als Geist:

Wenn die Unabhängigkeitsthese abgelehnt wird, mit der Behauptung, dass es keine bewussteins-unabhängige Realität gibt, dass die wirklichen Objekte, welche die externe Welt konstituieren, nicht unabhängig vom kognitiven Bewusstsein erkannt werden können, bis hin zur Behauptung, dass die materielle Welt nicht existiert, sondern nur die geistigen Ideen, dann sind wir bei Formen des Idealismus angelangt. Die ultimative Realität wird im idealistischen Weltbild dem Bewusstsein, dem Geist zugeschrieben. Während die Realisten von einer objektiven Welt sprechen, stellen die Idealisten die Subjektivität in den Vordergrund, ohne dabei die Existenz der Welt und unsere Erkenntnis derselben zu leugnen. Doch deren Realitätsbegriff ist unterschiedlich: während für Idealisten Existenz erst durch das Bewusstsein gegeben ist, gehen Realisten davon aus, dass Tatsachen entdeckt und nicht konstruiert, Entitäten aufgespürt und nicht erst durch unsere mentalen Kapazitäten konstituiert werden (vgl. Brock&Mares 2007, 3).

2.1.3.: Erkenntnis – der Zugang zur Realität:

In der Realismusfrage findet sich über die obigen Thesen hinaus ein enger Zusammenhang mit der Frage nach unseren erkenntnistheoretischen Kapazitäten, sodass häufig eine These zur epistemischen Zugänglichkeit der Fakten und Entitäten hinzugefügt wird (vgl. Brock&Mares 2007, 5).

Die epistemologische These kann unterschiedlich formuliert werden, im Kern läuft sie stets darauf hinaus, dass wir die Welt so erkennen können, wie sie ist und daher auch einen objektiven Standpunkt in Fragen der Wahrheit einnehmen können.

Ein Realist behauptet also typischerweise die Existenz von universellen Wahrheiten, die in den intrinsischen Charakteristiken der Welt von uns entdeckt werden können.

Ein Idealist behauptet typischerweise die Existenz von geistesabhängigen Wahrheiten und einer Realität, welche die Tätigkeiten unseres Geistes widerspiegelt. Die Frage nach unserer Erkenntnisfähigkeit und nach unserem Zugang zu Wissen – zu wahren Wissen – ist eine Frage, die beide Lager beschäftigen muss und berührt die interessante Frage, inwieweit eine Theorie der Wahrheit den Standpunkt in der Realismusdebatte festlegt und umgekehrt.

Radikaler Skeptizismus lehnt die epistemologische These ganz ab, und spricht Menschen daher jegliche Erkenntnisfähigkeit ab, eine Tendenz, welche jede philosophische Position herausfordert. Moderatere Formen des skeptischen Zweifels finden sich als Relativismus.

2.1.4.: Relativismus – der Zugang zur Pluralität:

Ein Relativist lehnt objektive Wahrheiten ab, für ihn gibt es nur unterschiedliche Arten, die Welt zu interpretieren (vgl. Audi et al. 1999, 790). So etwas wie Wahrheit – vielleicht „Richtigkeit“ – ist für den Relativisten nur in Relation zu einem Bezugssystem sinnvoll bestimmbar, und der Wahrheitsbegriff kann unterschiedlich – als kontextabhängig und relativ zu kulturellen Normen oder Praktiken der Sprachgemeinschaft – aufgefasst werden.

Relativismus besteht also im Wesentlichen darin, die epistemologische These, nach der wir Zugang zu der einen Realität haben, so nicht anzunehmen. Das wirft weitere Fragen auf, wie wir bei der Auslegung des Wahrheitsbegriffs gerade gesehen haben.

Eine weitere Frage ist die nach der Entscheidung zwischen konkurrierenden Beschreibungen der Welt, welche von ihren Standpunkten gleichermaßen als „wahr“ gelten können. Diese Frage kann der Relativist in Richtung einer pluralistischen Auslegung der Welt beantworten, indem er zum Beispiel argumentiert, dass die Entscheidung letztlich nicht möglich ist, es nur bessere und schlechtere Varianten, und das nur, je nach eingenommener Perspektive gibt. Der Realist muss in seinem monistischen Weltbild hingegen in der Lage sein, die Entscheidung zwischen konkurrierenden Theorien zu fällen und diese auch objektiv zu begründen.

2.1.5.: Wahrheit – die Auffassung der Realität:

Realisten und Antirealisten haben also offensichtlich eine andere Auffassung von Wahrheit: Realisten tendieren zu einer Korrespondenztheorie der Wahrheit, nach der das wahr ist, was in Übereinstimmung mit den unabhängigen Tatsachen der Welt ist.

Antirealisten bedienen sich dabei anderer Konzepte, etwa gerechtfertigter Annehmbarkeit oder praktischem Gebrauch (vgl. Brock&Mares 2007, 7), oder auch einer Kohärenztheorie der Wahrheit, wonach die Wahrheit eines Satzes durch ein bestimmtes Set an anderen Sätzen festgemacht wird.

2.1.6.: Semantischer Realismus – Aussagen als Realität:

Nach dem „linguistischen Turn“ in der analytischen Philosophie wurde das Augenmerk verstärkt auf Wahrheit, sowie auf Referenz und Bedeutung gelegt. Damit wurde die Existenz- und die Unabhängigkeits-These zugunsten semantischer Thesen uminterpretiert.

Nach Dummett, der die Unterscheidung zwischen Realismus und Antirealismus nach semantischen Kriterien spezifiziert hat, nimmt ein Realist an, dass Aussagen über die Welt wahr oder falsch sind, unabhängig von unseren Fähigkeiten und Mitteln, dies zu wissen (vgl. Brock&Mares 2007, 7). Ein Antirealist wird hingegen behaupten, dass Wahrheit von unserer Fähigkeit, diese mit geeigneten Mitteln nachzuweisen, abhängt. Die Verifikationstheorie der Wahrheit besteht in diesem Zusammenhang aus folgender Behauptung: Zu sagen „etwas sei wahr“ bedeutet, es sei verifiziert oder unter den angegebenen Bedingungen verifizierbar.

Kommt zu dieser Ansicht ein Empirismus hinzu, der die Behauptung transportiert, dass nur das real und wirklich ist, was empirisch beobachtbar ist, dann ist die Position des logischen Positivismus umrissen. Müller führt den aus einer kontinentalen Perspektive abstammenden Leser so zur Methodik und Selbstverständlichkeit der angelsächsischen Philosophie hin:

„Philosophische Auffassungen werden als Theorie der Bedeutung charakterisiert. Wenn wir also zum Beispiel annehmen, die erkenntnistheoretische Position des Positivismus laute, dass alle Erkenntnis nur auf sinnlicher Wahrnehmung beruhen müsse, dann wird das auf „angelsächsisch“ so formuliert: Ein Satz über einen physikalischen Gegenstand muss auf einen Satz über Sinneseindrücke reduziert werden. „Dort ist ein Apfel“ bedeutet dann eigentlich: „Wenn du dort hinsiehst und die Bedingungen normal sind, dann wirst du den und den Sinneseindruck haben“ (...).

Ein klassischer Idealist wird also unsere gewöhnlichen Sätze irgendwie auf Sätze über Ideen im Geist reduzieren wollen – dem steht in der englischen Terminologie der Realist gegenüber, der meint, die Welt besteht unabhängig von einem wahrnehmenden Geist (...) (Müller in Putnam 1993, 13).

2.1.7.: Logischer Positivismus – Sinnesdaten als Realität:

Der logische Positivismus ist eine Form des Idealismus, weil alles auf Sinneseindrücke reduziert und damit bewusstseins-abhängig wird, und gleichzeitig durch den Verifikationismus in seinem Wahrheitsbegriff an die Beobachtbarkeit und Reduktion der Phänomene und damit an die Methode der empirischen Wissenschaft gebunden ist. Durch die Annahme des Idealismus, dass alles, was verstanden werden kann, existiert und alles, was existiert, verstanden werden kann, wird der logische Positivismus zu einer Wissenschaftstheorie. Der Wiener Kreis wollte die Philosophie wissenschaftlicher machen und hat damit die analytische Sprachphilosophie bis in die 60er Jahre programmatisch beherrscht.

Der logische Positivismus wird zum ersten Reibungspunkt für Putnam, wie wir später sehen werden, hier möchte ich zunächst auf einen anderen Punkt hinweisen:

Neben konstruktivistischen Ansätzen ist der logische Positivismus die wichtigste idealistische wissenschaftstheoretische Strömung im 20. Jahrhundert.

Die antirealistische Charakterisierung des Idealismus verhindert also nicht Wissen, doch es hat eine grundlegend andere Realität: sie wird letztlich durch das Bewusstsein konstituiert (bzw. konstruiert im Konstruktivismus) und nicht entdeckt.

2.1.8.: Wissenschaftlicher Realismus – „finished science“ als Realität:

Wissenschaftlicher Realismus steht der idealistischen Wissenschaftstheorie als Position gegenüber und vertritt die Ansicht, dass wissenschaftliche Theorien unabhängig von unserem Wissen von ihnen existieren und annähernd wahr sind, und dass auch unbeobachtbare Phänomene existieren. Typischerweise ist damit die Ansicht verknüpft, dass sich unser Wissen durch die wissenschaftliche Methodik einer vollständigen Theorie der Welt annähern kann und zu einer „finished science“ konvergiert; diese wird uns „sagen“, welche Eigenschaften die Dinge an sich haben.

Diesen Scientismus, der heute als objektiver Materialismus auftritt, wird Putnam in erster Linie kritisieren, denn er enthält - instrumentalisiert im Zeichen der Wissenschaft - Elemente einer alten, überschwänglichen Metaphysik, was eine ideologisch gefährliche Mischung ergibt, wie Putnam schreibt:

„Der metaphysische Materialismus hat Positivismus und Pragmatismus als die dominante heutige Form des Scientismus abgelöst. Der Scientismus stellt meiner Ansicht nach heute einer der gefährlichsten Strömungen dar. Für den Philosophen, der seine Unternehmung als mehr denn eine rein technische Disziplin betrachtet, ist es also eine Pflicht, dessen einflussreichste gegenwärtige Ausformung zu kritisieren“ (Putnam 1982, in Putnam 1993, 180).

In Putnam´s Sprache zusammenfassend die Annahmen des metaphysischen Realismus:

„Dieser Perspektive zufolge besteht die Welt aus einer feststehenden Gesamtheit geistunabhängiger Gegenstände. Es gibt genau eine wahre und vollständige Beschreibung davon, „wie die Welt ist“; Wahrheit beinhaltet eine Art von Entsprechungsbeziehung zwischen Wörtern oder Gedankenzeichen und äußeren Dingen sowie Mengen von Dingen“ (Putnam 1980c in Putnam 1993, 156).

2.2.: Die Herkunft der Realismusdebatte:

Ein skizzenhafter Überblick zur Herkunft der Realismusdebatte soll im Folgenden die Zentralität der Fragestellung in der Philosophiegeschichte veranschaulichen. Dabei ist vorweg zu bemerken, dass Philosophen grundsätzlich Realisten waren und stets die Existenz der externen Welt implizit vorausgesetzt haben. Erst durch Berkley´s Idealismus wurde diese Annahme zum philosophischen Problem. Auseinandersetzungen über die ultimative Realität aller Dinge sowie über die Natur allgemeiner Begriffe und über Wahrnehmung und Wahrheit sind so alt wie die Philosophie selbst und haben seit jeher zur Ausbildung von Lagern und zur zyklischen Vormachtstellung einzelner Elemente von Antworten in der Geistesgeschichte geführt, eine Geistesgeschichte die sich stets denselben Fragen in ihrem spezifischen Kontext gestellt hat.

2.2.1.: Die „eidos“ der Antike – und die Ähnlichkeitstheorie der Referenz:

Platon ist bekannt für seine Behauptung, dass Wesenheiten von allgemeinen und abstrakten Begriffen, auch Universalien genannt, existieren. Der Grund, warum ich einen

Tisch vor mir wahrnehme, ist der, dass in mir die „Idee der Tischheit“ innewohnt. Jeder Tisch hat etwas mit allen anderen Tischen gemeinsam, ein konkretes Objekt partizipiert an der idealen Form – an der idea, den eidos - ; das, und nur das macht es zu dem, was es ist. Diese Ideen oder Formen existieren unabhängig von unserem Geist, sind unkörperlich, ewig und unveränderbar (vgl. Audi et al. 1999, 710). Sie stellen die letzte Realität dar und Wahrheit wird zur geistigen Annäherung an die feststehende geistige Realität, unsere Sinnlichkeit führt ein Schattendasein (Höhlengleichnis) und Erkenntnis bedeutet Wiedererinnerung (Ideenhimmel).

Für Platon existiert die Welt also geistesunabhängig und es gibt eine wahre Beschreibung von ihr. Das macht ihn klarerweise zu einem Realisten, und er wird auch gerne als das gesehen, doch die Geistigkeit der Formen und damit der Realität ist in moderner Terminologie eigentlich ein Idealismus – ein absoluter Idealismus.

Aristoteles hat Platons Ansichten bezüglich der Ideen modifiziert. Sein Realismus entzieht den platonischen Ideen ihre idealistische Grundlage. Für ihn sind die Universalien nicht unabhängig, sondern sind einerseits Abstraktionen des Bewusstseins, welches die Formen abseits von ihrer Materie begreifen kann; externe Objekte werden als interne, geistige Repräsentationen (Bilder - phantasma) gedacht sowie direkt wahrgenommen und haben somit eine physikalische Grundlage. Andererseits existieren die Universalien abhängig von der Realisierung des Einzelfalles und nur wegen ihrer Realisierung (vgl. Audi et al. 1999, 48).

Aristoteles wurde eine Form der Korrespondenztheorie der Wahrheit zugeschrieben, welche 2000 Jahre überdauert hat. Putnam´s Einschätzung nach legt seine Sprache dies auch nahe, er nennt sie die Ähnlichkeitstheorie der Referenz. Ihr zufolge ist die Beziehung zwischen den Repräsentationen in unserem Geist und den äußeren Gegenständen, auf welche sie referieren, eine der Ähnlichkeit (vgl. Putnam 1980c in Putnam 1993, 164). Cicero´s Interpretation bildete das Mittelalter hindurch die Norm, und besagt, dass die Repräsentationsbeziehung darin besteht, dass der externe Gegenstand und das „phantasma“ eine Form gemeinsam haben. Die Vorstellung, dass geistige Bilder mittels Ähnlichkeit auf Gegenstände referieren, wurde somit zur Selbstverständlichkeit (mit Ausnahme von Ockham), welche erst Locke aufbrechen und Berkley radikalieren wird.

2.2.2.: Der Universalienstreit:

Die Einschätzung, dass Platon ein Realist sei, hat nicht nur damit zu tun, dass der Idealismus noch nicht „erfunden“ wurde, die Bezeichnung hat ihren Hintergrund im Universalienstreit der scholastischen Philosophie des Mittelalters; die Debatte darüber, ob allgemeine Begriffe, die Universalien, bloße Namen oder wirkliche Entitäten sind. Die Platonisten wurden Realisten genannt, weil sie die allgemeinen Begriffe als real und bewusstseins-unabhängig angesehen haben. Die Nominalisten sprachen den allgemeinen Begriffen hingegen die Existenz ab und hielten nur die konkreten und einzelnen Dinge für real (daher existieren keine Eigenschaften, sofern sie nicht identisch mit der Sammlung der Einzelheiten sind). Konzeptionalismus ist hier die Mittelposition, der zufolge Eigenschaften existieren, jedoch bewusstseins-abhängig sind, indem die Klassifikationen, welche die Universalien vornehmen, durch bestimmte Konzepte im Bewusstsein erfolgen (vgl. Audi et al. 1999, 169).

2.2.3.: Empirismus vs. Rationalismus:

Die Lage des Disputs zwischen Empirismus und Rationalismus kann ebenso als Episode in der Realismusdebatte gelesen werden, berührt doch der Schwerpunkt der Differenz die Frage, ob der Erfahrung oder der Vernunft die Vorrangstellung auf dem philosophischen Weg zu Wissen und Erkenntnis zugesprochen wird.

Descartes versucht in seinen Meditationen zu zeigen, dass die sicheren Prinzipien, der archimedische Punkt, im Geist liegen und dem Verstand direkt zugänglich sind (*cogito ergo sum*), und legt damit die Grundlage für ein dualistisches Weltbild, in dem sich Geist und Materie gegenüberstehen (vgl. Audi et al. 1999, 771).

Mit Leibniz tritt ein monistisches System der Metaphysik auf, ihm zufolge ist die Körperwelt nur eine Erscheinung, das Wesen der Dinge liegt in der Vorstellung und ist in den Monaden als kleinste denkbare Einheiten zu finden. Im Disput mit Locke, der die Seele oder den Geist als „*tabula rasa*“ beschrieb, nach dessen Ansicht Konzepte durch Erfahrungen gebildet werden, vertritt Leibniz die Auffassung, dass die Konzepte angeboren und dem Geist immanent sind (vgl. Audi et al. 1999, 494).

Descartes hat aufgrund der Unterschiedlichkeit von geistiger und physischer Welt einen Dualismus begründet. Für ihn und in seiner Folge wurde die Interaktion der beiden „*res*“ zum Thema, und im Anschluss an die Ähnlichkeitstheorie - als Spezifikation der Beziehung zwischen Vorstellung und Gegenstand - wurde die Frage „*worin besteht die Ähnlichkeit zwischen physischem/externen Reiz/Objekt zu seiner geistigen/internen Repräsentation?*“ immer stärker zum Problem. Leibniz begründet mit seiner Ansicht einen neuen Idealismus, ähnlich dem platonischen Vorgänger, nach dem nur das Geistige real ist und die Frage nicht dieselbe Brisanz besitzt.

Die Empiristen haben die Realität in der Erfahrung der externen Welt gesehen und für sie wurde es zunehmend zum Problem, dass die physischen Eigenschaften nicht den mentalen Erfahrungen entsprechen und nahmen an, dass die geistigen Ideen nicht Qualitäten in den Objekten sind, sondern sekundäre Qualitäten, Sinneserfahrungen, welche durch die primären Qualitäten verursacht werden (vgl. Audi et al. 1999, 163).

Locke stellte in seinem repräsentativen Realismus die Erfahrung in den Vordergrund und behauptete, wie schon Descartes, dass es, im Fall einer sekundären Qualität, wie Farbe, absurd wäre anzunehmen, dass die Eigenschaft des geistigen Bildes dieselbe sei, wie die des physikalischen Dings und zeigt anhand der Relativität der Wahrnehmung, dass physikalische und subjektive Farbe etwas ganz Unterschiedliches sind (vgl. Putnam 1980c in Putnam 1993, 165).

Berkley lehnte den repräsentativen Realismus Locke's ab, da er die Behauptung mitführt, dass manche unserer Sinneseindrücke die realen Qualitäten der Objekte, die so genannten primären Qualitäten, repräsentieren. Er zeigte im Anschluss an Locke, dass das Argument aus der Relativität der Wahrnehmung ebenso für die primären Qualitäten gilt, denn nichts kann einem Bild oder einer Empfindung ähnlich sein, das nicht auch selbst ein Bild oder eine Empfindung ist. Folglich referieren unsere Vorstellungen nur auf weitere Vorstellungen; die konsequente Schlussfolgerung ist, dass Materie nicht existiert (vgl. ebd., 167). Berkley leitete also aus der Ähnlichkeitstheorie der Referenz eine fatale Konsequenz ab, welche zu einem subjektiven Idealismus führt: Nichts außer geistigen Entitäten existiert: *Esse est percipi*.

2.2.4.: Kant´s transzendentaler Idealismus und empirischer Realismus:

Kant hat nach Putnam´s Leseart deutlich gesehen, dass Berkley´s Argument von der Ähnlichkeitstheorie der Referenz abhängt. Er liest Kant als jemanden, der Locke´s und Berkley´s Behauptungen akzeptiert (vgl. Putnam 1980c in Putnam 1993, 168), doch er zieht keine ausschließlich idealistische Konsequenz. Sein Argument gegen den Idealismus ist folgendes: Unsere Selbst-Konzeption als mit Bewusstsein ausgestattete Wesen setzt materielle Objekte voraus, weil wir unsere Erfahrungen nur in einer objektiven zeitlichen Ordnung denken können (vgl. Audi et al. 1999, 413). Die Kategorien ermöglichen erst Erfahrung. So formuliert Kant sein Argument gegen Hume, der Kausalität aus einer empiristischen Perspektive problematisiert hat: dass unsere Konzeption von Ursache und Wirkung für die Erfahrung einer objektiven Zeitfolge vorausgesetzt ist (vgl. Brocke&Mares 2007, 61).

Er begründet damit einen empirischen Realismus. Kant´s Schlussfolgerung aus Locke´s und Berkley´s Argument ist, dass überhaupt nichts, was wir über einen Gegenstand sagen, den Gegenstand, so wie er „an sich“ ist, beschreibt, ohne daran zu zweifeln, dass es irgendeine geistunabhängige Welt gibt. Diese „noumenale“ Welt ist uns nicht zugänglich, das „Ding an sich“ – die noumena - ist ein Grenzbegriff und er behauptet schließlich, dass wir nur von „Dingen für uns“ – von der phänomenalen Welt – sprechen können. Die Gegenstände des inneren Sinnes sind also nicht transzendent wirklich (noumenal), sondern transzendental ideal (Dinge für uns).

Kant gibt die Korrespondenztheorie der Wahrheit und die Idee, es gäbe eine Ähnlichkeit zwischen unseren Vorstellungen und den Dingen an sich, ganz auf. Dennoch erhält er einen realistischen Wahrheitsbegriff: Ein Stück Wissen und damit eine wahre Aussage ist ihm zufolge eine Aussage, die ein rationales Wesen akzeptieren würde; Wahrheit wird zu idealem Passen, denn jede andere Art von Wahrheit ist uns unzugänglich (vgl. Putnam 1980c in Putnam 1993, 169 ff.). Putnam liest Kant vor diesem Hintergrund als den ersten internen Realisten, weil er die Korrespondenztheorie der Wahrheit verwirft, und wird seine Position für längere Zeit an die Ansichten Kant´s anlehnen.

2.2.5.: Idealismus und der Kollaps der Systemphilosophie:

Idealismus besteht im Wesentlichen in der Ansicht, dass unser einziger Zugang zu Informationen darüber, was real ist, durch die Mediation des Bewusstseins erlangt wird. Kant hat diesem Umstand mit seinem transzendentalen Idealismus Rechnung getragen und dabei gleichzeitig einen empirischen Realismus verteidigt.

Die Idealisten haben mit Fichte, Schelling und Hegel in Folge wieder die Vorrangstellung eingenommen. Nach dem absoluten Idealismus Hegels ist alles, der eigene Geist mit eingeschlossen, Teil eines absoluten Geistes, Gott. Mit Hegel hat der Idealismus den letzten großen Systemphilosophen hervorgebracht, der mit seinem absoluten Idealismus die Entwicklung an die Spitze getrieben hat, ehe der Idealismus im Laufe des 19. Jahrhunderts wieder in sich zusammengefallen ist.

Einer der Folgen dieses Zusammenbruchs ist, spätestens seit Marx, Feuerbach und Nietzsche, dass Gott im weitesten Sinn als Erklärungsgrundlage ausgedient hat, was bei allen Philosophen, mit Ausnahme einiger weniger, immer eine erklärende/zentrale Rolle gespielt hat. Kant wollte die Metaphysik mit den Mitteln der Vernunft überwinden, der Zerfallsprozess des Idealismus hat historisch jedoch erst ein Ende der klassischen Metaphysik mit sich gebracht. Im Materialismus, wie wir gesehen haben, haben sich bis heute implizite, metaphysische Annahmen erhalten, welche typischerweise in Kombination mit einem technischen und instrumentellen Wissenschaftsverständnis auftreten.

2.2.6.: Positivismus, Pragmatismus, Phänomenologie und Sprachphilosophie – die Ausgangslage für die Philosophie der Gegenwart:

Idealistische Ansätze haben sich ebenfalls erhalten. So im Positivismus, der die unverifizierbaren Sätze der Metaphysik wie alles, das nicht beobachtbar ist, als Unsinn betrachtet und – nach Comptes – in der positivistischen Wissenschaft ihren Nachfolger feiert, der nun endlich von allen Mythen befreit ist.

Frege hat diese empiristischen Einflüsse als Begründer der Sprachphilosophie in seiner logischen Theorie der Bedeutung ausgearbeitet, welche im Wiener Kreis wieder aufgegriffen wurde und mit dem Verifikationsprinzip der Bedeutung zur Grundlage des logischen Positivismus wurde.

Neben dem Pragmatismus, in dem ausgehend von Pierce und James die Kontinuität unserer Erfahrungen zur Grundlage einer pluralistischen, historisch und kulturell auf unsere Praktiken ausgerichteten Philosophie wurde (vgl. Audi et al. 1999, 730), und neben der phänomenologischen Bewegung, welche Husserl begründet hat und die auf die Erforschung der Welt, wie wir sie erleben und erfahren (Lebenswelt), damit auf die Analyse und Beschreibung des Bewusstseins ausgelegt ist und so unsere „transzendente Subjektivität“ spekulativ studiert (vgl. Audi et al. 1999, 665), ist der logische Positivismus bis Mitte des 20. Jahrhunderts die dominanteste geistige Strömung.

Die Geschichte der Philosophie des 20. Jahrhunderts ist durch einen Wandlungsprozess der analytischen Sprachphilosophie, sowie durch eine Annäherung an die kontinentalen Strömungen charakterisierbar. So ist die klassische analytische Philosophie zwar nach wie vor als Orthodoxie vorhanden, doch sie hat sich vielfältig weiterentwickelt, eigene Annahmen verworfen und Themen erschlossen, die ursprünglich nicht behandelt wurden. Hilary Putnam spielt im Kontext von beiden Kennzeichen eine entscheidende Rolle und hat die Philosophie der Gegenwart durch seine philosophische Entwicklung massiv geprägt.

Putnam's Schriften ermöglichen einen direkten Zugang und spannenden Einstieg in die zentralen Debatten der Gegenwartsphilosophie.

Gründe dafür lassen sich ausreichend finden:

Sein stets kritischer und reflexiver Zugang zu den spannendsten Fragen der Philosophie, sowie seine breite Beschäftigung mit Themen in der Philosophie der Mathematik und Logik, Wissenschaftstheorie, in der „Philosophy of Mind“, der Philosophie der Sprache, Sprachphilosophie und Epistemologie, sowie seine späteren Beiträge zur Ethik, und seine immer währende Bemühung, Positionen von innen heraus zu kritisieren, und die haltbaren Elemente sowie die Körnchen der „Wahrheiten“ einzelner Theorien aus den verschiedenen „departments“ zu erhalten, diese zu verbinden und die Philosophie als solche lebendig zu halten.

2.3.: Putnam´s philosophische Unternehmung –

Pragmatischer Realismus zwischen Relativismus und Idealismus:

Putnam steht anfangs dem logischen Positivismus sehr nahe, reiht sich jedoch in seinen Schriften bald in eine Gegenströmung ein. Er kritisiert den logischen Positivismus später aus einer realistischen Perspektive und formuliert eine kausale Theorie der Referenz, wonach er einen wissenschaftlichen Realismus vertritt, ehe er sich wieder davon distanziert und diesen anzugreifen beginnt; wieder aus einer realistischen Perspektive. Sein danach vertretener interner Realismus ist mit idealistischen und relativistischen sowie pragmatischen Elementen bestückt und eine interessante Gratwanderungs-Position. Dessen Herausbildung werde ich im Folgenden anhand Putnam´s zentralen Texten zur Realismusdebatte genauer darstellen.

Seine spätere Entwicklung hin zum natürlichen oder direkten Realismus werde ich in Kapitel vier wieder aufgreifen, wenn ich sowohl an die Realismusdebatte, als auch an die Überlegungen zu den Problemen in der Philosophy of Mind anknüpfen kann.

2.3.1.: Putnam´s Kritik am logischen Positivismus –

und an der Wissenschaftstheorie des 20. Jahrhunderts:

Dem logischen Positivismus zufolge ist alle Erkenntnis auf Empfindungen der Sinne zurückzuführen, der Rest muss analytisch sein, wie Mathematik und Logik oder Unsinn, wie Metaphysik. Indem Putnam die Frage verfolgte, ob die Quantenmechanik eine neue Logik erfordert, und somit empirische Elemente in der Mathematik und Logik sah, nahm er einen realistischen Standpunkt ein (vgl. Müller in Putnam 1993, 10). Ursprünglich galt sein Interesse in der Realismusdebatte vorwiegend Themen der „Philosophy of Science und Language“, und konzentrierte sich auf Fragen nach Bedeutung und Referenz (vgl. Conant&Zeglen 2002, 89). Putnam´s frühe Argumente gegen den logischen Positivismus griffen die wissenschaftstheoretischen Implikationen sowie die sprachphilosophischen Probleme auf, und er stellt dem, parallel zu Kripke, eine realistische Theorie der Bedeutung gegenüber. In dieser Phase seines wissenschaftlichen Realismus hat er den Funktionalismus in die Philosophy of Mind gebracht, den er später wieder verworfen hat.

Putnam´s Angriff auf die Verifikationstheorie der Bedeutung der logischen Positivisten besteht in der Beobachtung, dass die Formen der Verifikation, die sie zulassen, durch die Gesellschaft institutionalisiert sind, und dass die Theorien der Wissenschaft Bilder und Normen von Wissen und Vernünftigkeit befördern, welche von unserer Kultur erhalten werden (vgl. Putnam 1981, 106).

Putnam stellt andernorts fest, dass ihr Wahrheitsbegriff, welcher durch das Verifikationskriterium festgelegt wird, so etwas wie „führt zu erfolgreicher Voraussage“ bedeutet; das besitzt nicht die Eigenschaft von Wahrheit, sondern nur die gesellschaftliche Probe von „Wahrheit“ (vgl. Putnam 1973 in Putnam 1993, 44 f.). Entlang dieser Linie zeigt Putnam darüber hinaus, dass das Theoriekriterium „Einfachheit“ (einfachste These, die mit den derzeitigen Erkenntnissen vereinbar ist) nicht Einfachheit maximiert, sondern lediglich darauf ausgerichtet ist, Wahrheit zu maximieren.

In diesem Sinne ist logischer Positivismus selbstwiderlegend. Doch auch der konstruktivistische Gegenpart, welcher mit Kuhn und Feyerabend als historisierende und relativistische Wissenschaftstheorie aufgetreten ist, läuft in einen Selbstwiderspruch: Ihnen zufolge sind die wissenschaftlichen Begriffe der Vergangenheit inkommensurabel

mit den Ausdrücken, die wir heute verwenden, und diese These impliziert, dass wir diese vergangenen „Sprachen“ nicht übersetzen könnten, etwas, das der ausführlichen Beschreibung von so genannten Paradigmenwechseln widerspricht (vgl. Putnam 1981, 114).

Das typische Argument gegen den Positivismus ist, dass er Referenz und damit den Erfolg der Wissenschaft nicht erklären kann. Berkley brauchte Gott, um den Erfolg von Überzeugungen über Tische zu erklären (vgl. Putnam 1975b in Putnam 1993, 79). In idealistischen Bedeutungstheorien gibt es Ausdrücke, deren Bedeutung davon abhängen muss, was wir wissen können. Nach Frege und Russell wird der Sinn eines Ausdrucks durch eine Liste von Merkmalen dargestellt und damit die Referenz des Ausdrucks bestimmt.

Putnam zeigt nun anhand eines Beispiels aus der Wissenschaftsgeschichte, dass die positivistische Wissenschaftstheorie den Erfolg der Wissenschaft nicht erklären kann: Bohr's Theorie jener Teilchen, die er „Elektronen“ nannte, hat sich als fehlerhaft herausgestellt, die Liste an Merkmalen, die zu diesem Zeitpunkt als „Sinn von Elektron“ galt, hat niemals auf „Elektron“ referiert, ja kein Termini in Bohr's Theorie von 1911 referierte! Folglich können wir nicht sagen, dass unsere derzeitige Theorie „referiert“. Feyerabend zieht diese radikalrelativistische Konsequenz, doch Putnam unterstützt die Ansicht, dass Bohr auf „Elektron“ referierte, indem er den Ausdruck verwendete (vgl. Putnam 1973 in Putnam 1993, 29).

Ihm zufolge referieren unsere Ausdrücke auf die Gegenstände ungeachtet der Wahrscheinlichkeit, dass sich unsere derzeitigen Überzeugungen ebenso als falsch herausstellen werden, wie Bohr's Theorie. Putnam formuliert eine kausale Theorie der Bedeutung, wonach gewissermaßen die Elektronen selbst einen Einfluss auf die Bedeutung ausüben und Referenzkonstanz gewährleisten (vgl. Müller in Putnam 1993, 15). Kripke hat bei der Referenz von Eigennamen vorgeschlagen, diese mit kausalen Verbindungen zwischen Träger und Namen zu erklären (vgl. Putnam 1973 in Putnam 1993, 36). Danach ist der Gebrauch von „Elektron“ kausal mit Situationen verbunden, in denen das Wort eingeführt wurde.

2.3.2.: Eine Theorie der Bedeutung – Twin Earth und warum Bedeutungen nicht im Kopf sind:

Zur Erklärung von Referenz formuliert Putnam vorerst zwei Maximen: Das Prinzip Vertrauensvorschuss bedeutet anzunehmen, dass Sprecher selbst dann auf Gegenstände referieren, wenn ihre Beschreibungen derselben nicht ganz zutreffend sind; und das Prinzip sprachliche Arbeitsteilung besagt, dass die Referenz eines Ausdrucks nicht allein durch das Wissen eines einzelnen Sprechers bestimmt wird, sondern worauf er referiert, ist das, worauf andere Leute referieren, die das unterscheiden können, die Experten (vgl. Putnam 1975a in Putnam 1993, 54 ff.). So behandeln wir Bohr als jemanden, der auf „Elektronen“ referiert hat, und Putnam, der „Ulme“ und „Buche“ nicht exakt voneinander unterscheiden kann, trotzdem als jemanden, der auf selbes referiert, wenn er den entsprechenden Ausdruck verwendet.

Sprachliche Arbeitsteilung als soziolinguistische Hypothese hat auch schon in seinem bahnbrechenden Aufsatz „The Meaning of Meaning“ eine wichtige Rolle in seinen Argumenten gespielt. Sie zeigen, dass wir Gold mit dem Ausdruck „Gold“ bezeichnen, ohne selbstständig echtes von unechtem Gold unterscheiden zu können. Neben der Zentralität der Sprachgemeinschaft betont Putnam die Rolle der Umwelt: dass wir, um

herauszufinden, ob in einer Sprachgemeinschaft mit Aluminium wirklich „Aluminium“ gemeint wird, nur durch Untersuchungen an Aluminium selbst möglich ist.

Der Kern von „The Meaning of Meaning“ liegt jedoch darin, dass Putnam zwei unhinterfragte Annahmen der Bedeutungstheorie der Positivisten gestürzt hat: (1) dass eine Bedeutung zu kennen bedeutet, in einem bestimmten internen Zustand zu sein, und (2) dass die Intension des Begriffs (Bedeutung) seine Extension (Sinn) festlegt. Dies zeigt er mit einem Gedankenexperiment (vgl. Putnam 1975c in Pessin&Goldberg 1996, 9):

Irgendwo in der Galaxie gibt es einen Planeten, welcher der Erde in allen Hinsichten gleich ist, es mag sogar ein exaktes Duplikat unseres Selbst geben. Der einzige Unterschied zwischen Erde und Zwerde ist der, dass Wasser nicht H₂O, sondern eine andere Flüssigkeit ist, welche eine lange und komplizierte chemische Formel hat, die wir XYZ nennen. Weiters nehmen wir an, dass XYZ ununterscheidbar von H₂O ist, dass es die gleichen physikalischen Eigenschaften hat, gleich schmeckt, Durst stillt und die Gewässer der Zwerde füllt wie H₂O auf der Erde.

Unser Doppelgänger auf Twin Earth wird dasselbe Wort verwenden, wie wir, wenn wir auf „Wasser“ referieren, nur meint er „Zwasser“. In einem Sinn von Bedeutung hat nun Wasser und Zwasser eine unterschiedliche „Bedeutung“, sie haben eine andere Extension (Sinn), obwohl in unseren „Köpfen“ exakt dasselbe vorgeht (beide dieselbe Intension haben) und der Unterschied ist durch die Umweltfaktoren bedingt.

Wenn wir uns nun weiter vorstellen, dass es die Möglichkeit gibt, zwischen Erde und Zwerde zu reisen und angenommen Mary ist durstig. Wenn sie nach ihrer Ankunft Zwasser angeboten bekommt, wird sie sagen: „Hm Wasser“; was zeigt, dass die vergangenen Assoziationen mit der Umwelt eine entscheidende Rolle spielen, wenn es um Bedeutung und Referenz geht.

Ein weiterer Fall tritt ein, wenn wir annehmen, dass Oscar 1750 zur Zwerde gekommen ist, bevor uns die chemische Struktur von Wasser überhaupt bekannt war. Dann hätten Oscar und Zwoscar im selben internen Zustand auch Wasser und Zwasser gemeint, obwohl sie – aufgrund des Standes der Wissenschaft – noch nicht entdeckt haben, dass dies der Fall ist. Wenn sich etwa Jim aus der Zukunft nicht mehr genau erinnern könnte, ob er auf der Erde oder der Zwerde ist, könnte er nur über die Untersuchung der Umwelt bestimmen, ob er Wasser oder Zwasser trinkt.

Twin Earth zeigt, dass Referenz nicht ohne Bezug auf soziolinguistische Praktiken und Umweltfaktoren möglich ist, und das ist ein schlagkräftiges Argument dafür, dass Bedeutung nicht von den internen Zuständen des Sprechers abhängig sein können. Bedeutungen (Intensionen/Konzepte) sind nicht im Kopf und können den Sinn (Extension) nicht endgültig festlegen, so die Schlussfolgerung.

Doch nicht nur für eine Theorie der Bedeutung in der Philosophy of Language hat sich diese Durchschlagskraft bestätigt und schließlich viele zu einem semantischen Externalismus geführt. Auch in der Philosophy of Mind sind diese Überlegungen von Brisanz; sie sind es zum Teil, welche Putnam zur Überzeugung gebracht haben, dass der Funktionalismus nicht zu halten ist.

Damit begründet sich die weitere Entwicklung Putnam's, weg von einem wissenschaftlichen Realismus und in Opposition zu metaphysisch-realistischen Tendenzen.

2.3.3.: Putnam´s Kritik an der Korrespondenztheorie der Wahrheit:

Zunächst beschäftigt Putnam die Frage nach Wahrheit. Er wird die Korrespondenztheorie der Realisten verwerfen, dabei ein idealistisches und ein relativistisches Element bewahren, was ihn zum „internen Realismus“ führt; eine Perspektive, die, wie der Pragmatismus, den Common Sense ernst nimmt.

Der Realist stützt sich in seinem Argument gegen den Idealisten darauf, dass er den Erfolg der Wissenschaft als ein Wunder betrachten muss, auf die Behauptung, dass er selbst diesen erklären kann. Putnam stellt nun die Frage, was der Erfolg der Wissenschaft mit Wahrheit zu tun hat, insbesondere mit der Korrespondenztheorie der Wahrheit (vgl. Putnam 1975b in Putnam 1993, 79).

Die typische Erwiderung des wissenschaftlichen Realisten wird auf die Konvergenz wissenschaftlichen Wissens Bezug nehmen, doch Putnam hält fest, dass diese Idee lediglich dem Kriterium Rechnung trägt, dass spätere Theorien frühere implizieren müssen, und daraus folgt nicht, dass sich diese der Wahrheit annähern. Doch der wissenschaftliche Realist arbeitet ganz offensichtlich und selbstverständlich unter dieser Prämisse. Putnam stellt weiter die Frage, ob Wahrheit und Referenz zusammenbrechen würden, wenn die Idee der Konvergenz der Wissenschaft aufgegeben würde (vgl. ebd. 82).

Das Prinzip Vertrauensvorschuss bestimmt, dass wir Bohr als jemanden behandeln, der auf „Elektron“ referiert hat. Ohne dieses Prinzip stellt sich heraus, dass keiner der jetzt in der Wissenschaft verwendeten Termini referiert und Wahrheit bricht zusammen. Putnam argumentiert, dass das nicht ganz der Fall ist. Bei der Definition von Wahrheit greift der Realist auf Tarski zurück, auf das Kriterium „Erfüllung“, eine Relation zwischen Worten und Dingen (von der Wahrheit ein Spezialfall darstellt); Erfüllung wird jedoch durch eine Liste primitiver Referenz „erklärt“, wie z.B. „Elektron referiert auf Elektron“, oder „Schnee ist weiß ist wahr und nur dann, wenn Schnee weiß ist“ (vgl. ebd., 81 f.). Sätze dieses Schemas können allein nicht den Realismus unterstützen, zur Definition muss ein Verständnis von Referenz und Wahrheit hinzukommen, das nicht von menschlichen Erkenntnisvermögen abhängig gemacht wird. Putnam schreibt zusammenfassend:

„Realismus hängt an einer Art und Weise, Wahrheit zu verstehen, nicht bloß an der Art und Weise, das Wort „wahr“ zu definieren. Der Wahrheitsbegriff ist nicht philosophisch neutral. Der Haken ist, dass die Bedeutung von „wahr“ und die der Junktoren nicht durch deren formale Logik festgelegt wird; (...) Idealisten haben immer schon vertreten, dass unser Wahrheitsbegriff von unserem Verständnis unserer Theorie und der Aktivität des „Entdeckens“ insgesamt abhängt. Wenn ich Recht habe, dann ist dies eine Einsicht der Idealisten, die Realisten akzeptieren müssen“ (Putnam 1975b in Putnam 1993, 97).

Mit seinem modelltheoretischen Argument zeigt Putnam später eine weitere Schwierigkeit der Korrespondenztheorie auf. Aufgrund der philosophischen Implikationen des Löwenheim-Skolem-Paradoxes zeigt er: Theorien haben Modelle und deren Termini können nicht eindeutig interpretiert werden; das heißt, es kann keine Referenzrelation als einzig richtige bezeichnet werden. (vgl. Putnam 1990, 90).

Das bedeutet, dass es zumindest zwei Theorien gibt, die sich widersprechen und dennoch beide wahr sind (vgl. Brocke&Mares 2007, 69). Nach Putnam muss sich der Realist fragen, was die möglichen Modelle für die Sprache sind und diese müssen in seinen Augen unabhängig von unserer Beschreibung da draußen existieren; dem Gebrauch der Sprache fehlt nach diesem Standpunkt absurderweise noch die

Interpretation. Die Unterscheidung in Objektsprache und Metasprache, von welcher man die Referenz festlegen könnte, hilft ihm auch nicht, denn das verlagert das ursprüngliche Problem ad infinitum von der Objekt- auf die Metasprachen (vgl. Putnam 1980a in Putnam 1993, 128f).

Entlang dieser Linie lehnt Putnam den metaphysischen Realismus ab, hält aber fest, dass innerhalb einer Theorie das modelltheoretische Argument nicht angewendet werden kann und Gebrauch und Referenz miteinander verknüpft sind, und beginnt damit seinen internen Realismus herauszubilden.

Zunächst wird er den Wahrheitsbegriff weiterentwickeln und sich von Dummett's Anti-Realismus abgrenzen.

2.3.4.: Wahrheit als ideale Rechtfertigbarkeit:

Dummett hat mit seinem semantischen globalen Antirealismus vertreten, dass Wahrheit mit Rechtfertigung identifiziert wird: Ein Satz ist wahr, wenn es gerechtfertigt wäre, ihn zu behaupten und die Bedeutung eines Satzes zu kennen, heißt zu wissen, unter welchen Bedingungen er wahr ist (vgl. Putnam 1980b in Putnam 1993, 150). Antirealistisch ist Dummett's Position deshalb, weil die Aussagen durch Wahrnehmung und Begreifen wahr gemacht werden. Putnam hält dem entgegen, dass Wahrheit eine Eigenschaft der Aussage sein soll, die im Gegensatz zu Rechtfertigung nicht verloren werden kann, Rechtfertigung ist darüber hinaus eine graduelle Angelegenheit, während Wahrheit das nicht ist. Nur unter epistemisch idealen Bedingungen wäre dies möglich, und deshalb behandelt Putnam Wahrheit als Idealisierung von Rechtfertigung (vgl. ebd. 150 f.). Putnam beschreibt an anderer Stelle seine Nähe zu Kant's Wahrheitsbegriff, welche gleichzeitig die Distanzierung von Dummett und den internen Realismus vorbereitet:

„(...) die beiden zentralen Vorstellungen einer solchen Idealisierungstheorie der Wahrheit (sind) folgende: (1) Wahrheit ist unabhängig von Rechtfertigung hier und jetzt, aber nicht unabhängig von aller Rechtfertigung. Zu behaupten, eine Aussage sei wahr, bedeutet, sie könne gerechtfertigt werden. (2) Wahrheit soll stabil oder „konvergent“ sein; wenn entweder eine Aussage oder ihre Negation gerechtfertigt werden könnten, selbst wenn die Bedingungen so ideal wären, wie man nur wünschen kann, dann macht es keinen Sinn, sich vorzustellen, die Aussage würde einen Wahrheitswert besitzen. Wahrheit andererseits mit (zeitrelativer) rationaler Annehmbarkeit zu identifizieren, würde die Aufgabe des Prinzips bedeuten, dass sich einige der Aussagen, die jetzt rational annehmbar sind, als nicht wahr herausstellen könnten – und das ist etwas, was wir wissen. Diese Dinge brachten mich dazu, Kants Unterscheidung zwischen metaphysischen und empirischen Realismus wiederaufleben zu lassen und dabei ersteren abzulehnen, und letzteren (den ich internen Realismus genannt habe) zu vertreten“ (Putnam 1980c in Putnam 1993, 162).

Traditionelle Realisten haben behauptet, dass Wahrheit sogar über idealisierte Rechtfertigung hinausgeht, da wir nicht ausschließen können, von einem bösen Geist getäuscht zu werden (vgl. Putnam 1980b in Putnam 1993, 152).

Putnam hat diesen Skeptizismus gegenüber der externen Welt widerlegt, da er argumentiert, dass wir nicht „Brains in a Vat“ sein können. Die kurze Begründung ist, dass die Geschichte selbstwiderlegend ist, indem ihre Wahrheit ihre Falschheit impliziert: Wenn wir uns fragen können, ob es wahr oder falsch sein kann, dass wir alle Brains in a Vat sind, dann ist es falsch (vgl. Putnam 1981, 7f.).

Wenn wir tatsächlich Brains in a Vat wären, dann referieren die Worte „wir sind Gehirne im Tank“ in der Vat-Sprache auf das Bild von „wir sind Gehirne im Tank“, aber nicht auf z.B. reale „Tanks“, denn der Gebrauch von „Tank“ in der Vat-Sprache hat keine kausale Verbindung zu realen „Tanks“. Doch ein Teil der Hypothese „wir sind Gehirne im Tank“ impliziert, dass wir eben nicht „wir sind Gehirne im Tank“ als Bild sind, sondern wirklich. Dass die Geschichte Sinn ergibt, kann nur plausibel werden, wenn man von einer magischen Theorie der Referenz ausgeht, nach der mentale Repräsentationen notwendigerweise auf bestimmte externe Dinge referieren und wir in der eigentlichen Welt und die „Brains in a Vat“ auf dieselben Dinge referieren (vgl. Putnam 1981, 14 f.).

Wie schon bei Twin Earth, steht hier Putnam's Auffassung von Referenz als kausale Verbindung, und dazu die Voraussetzung der Interaktionen mit der Sprachgemeinschaft und der Umwelt, im Zentrum der Entkräftung des Argumentes. Bedeutungen sind nicht im Kopf.

2.3.5.: Referenz als Problem des metaphysischen Realismus:

Die bisherigen Überlegungen zu Bedeutung, Referenz und Wahrheit, welche in Putnam's semantischem Externalismus und internen Realismus münden, führen im Anschluss an das modelltheoretische Argument direkt zum in Folge immer wieder erwähnten Problem des Realismus:

Da draußen gibt es Gegenstände. Hier ist der Geist/das Gehirn und führt sein Denken/Berechnen aus. Wie kommen die Symbole des Denkenden (oder die seines Geistes/Gehirns) zu einer eindeutigen Entsprechung mit Gegenständen und mit Mengen von Gegenständen (vgl. Putnam 1980c in Putnam 1993, 158).

Dies ist das Problem der Referenz für den metaphysischen Realisten, der, wie wir schon gesehen haben, die Welt als Gesamtheit von geistunabhängigen Gegenständen, von der es genau eine wahre und vollständige Beschreibung gibt, und Wahrheit als eine Entsprechungsbeziehung zwischen Wörtern und Gedankenzeichen betrachtet. Diese Perspektive nennt Putnam in weiterer Folge die externalistische, denn ihre bevorzugte Perspektive ist die eines Gottes. Er stellt dieser die internalistische Perspektive gegenüber, welche dadurch gekennzeichnet ist, dass die Frage „aus welchen Gegenständen besteht die Welt“ nur innerhalb einer Theorie oder Beschreibung für sinnvoll zu halten und dass es daher mehr als eine „wahre“ Theorie oder Beschreibung gibt, somit Wahrheit eine Art von idealisierter, rationaler Annehmbarkeit ist, und damit eine Art von idealer Kohärenz unserer Überzeugungen untereinander sowie mit unseren Erfahrungen und wie diese repräsentiert sind (vgl. ebd., 156).

Aus der Modelltheorie folgt, dass es, auch wenn eine „wirklich“ bestehende Referenzrelation angegeben wird, es immer noch unendlich viele Wege gibt, diese „Entsprechung“ auszuzeichnen (vgl. ebd., 176). An anderer Stelle und Jahre später schildert Putnam die Hypothek der Modelltheorie auf diese Weise:

“I showed that an ideal set of operational and theoretical constraints on sentence acceptance at most fixes the truth-value of whole sentences. (...); again, only the truth-value of whole sentences gets fixed (in various actual and possible situations). This leaves the reference of most signs within the sentence undetermined, in a very radical way” (Putnam 1990, 82).

Folglich haben wir jenes Ergebnis: was in unserem Geist vorgeht, fixiert nicht die richtige Referenzrelation R. Das stellt für die internalistische Perspektive kein weiteres Problem dar, denn innerhalb einer Sprache ist es unproblematisch, eine Referenzrelation zu

fixieren, oder auch konkurrierende R 's auszuzeichnen, denn Richtigkeit/"Wahrheit" gibt es nur relativ zur Sprache/Theorie. Für den metaphysischen Realisten muss es jedoch einen Weg geben, die eine Referenzrelation auszuzeichnen, welche die „Fertigwelt“ beschreibt. Doch wie könnten wir das, wenn wir keinen direkten Zugang zu den geistunabhängigen Dingen besitzen?“ (vgl. Putnam 1982 in Putnam 1993, 176).

2.3.6.: Putnam's Kritik am wissenschaftlichen Realismus:

Materialisten beerben Tendenzen des metaphysischen Realismus und zusammen mit ihrer physikalistischen Überzeugung kommt es, dass gemeinhin materielle Gegenstände für paradigmatische geistunabhängige Entitäten und Entsprechung für eine kausale Beziehung gehalten werden (vgl. Putnam 1982 in Putnam 1993, 174). Putnam kritisiert den Materialismus, wie wir festgestellt haben, weil er gegenwärtig die einzige gewichtige Position ist, welche das Unternehmen der Metaphysik fortführt und diese Mischung aus Scientismus und metaphysischen Realismus als gefährlich ansieht.

Putnam wird seine Kritik auf den immanenten Essentialismus und auf den Begriff der Kausalität ausrichten.

Sind das Stück Ton und die Statue, die daraus geformt wurden, zwei Dinge oder eines? Die essentielle Eigenschaft von „Statue“ liegt in ihrer Form bzw. Gestalt, doch die des „Stücks Ton“ ist nicht ihre Gestalt, wohl aber Ton zu sein. Das zeigt, dass es nur relativ zu einer Beschreibung Sinn macht, von „essentiellen Eigenschaften“ zu sprechen (vgl. ebd. 175). Im Mittelalter nahmen Philosophen an, dass der Geist eine intellektuelle Anschauung besitzt, welche ihn in die Lage versetzt, die Essenz, oder die substantielle Form, oder die intrinsische Eigenschaft der Dinge wahrzunehmen. Kant hat das Ende dieser Haltung Leibniz zitierend paraphrasiert: „Es ist nichts im Verstande, was nicht vorher in den Sinnen war, außer dem Verstande selbst“ (zit. n. Putnam ebd. 178). Folglich hat Kant die Idee in die Welt gesetzt, dass alle Erfahrung geistige Konstruktion beinhaltet, doch die Abhängigkeit von physikalischen Gegenstandsbegriffen und Erfahrungsbegriffen verläuft in beide Richtungen. Auf diesem Wege kommt Kant zu seinem Wahrheitsbegriff, welcher mit „Behauptbarkeit unter idealen epistemischen Bedingungen“ zu einem radikal epistemischen Begriff wird, wie bereits dargestellt. Der Materialist geht hingegen davon aus, dass wir nicht intellektuelle Anschauung, sondern lediglich die wissenschaftliche Methode brauchen, um die von Kant als „transzendente Wirklichkeit“ bezeichnete Wirklichkeit zu erkennen. Darin liegt die große Anziehungskraft des Materialismus, indem er vorgibt, natürliche Metaphysik „innerhalb der Grenzen der bloßen Wissenschaft“ zu sein (vgl. ebd. 198).

Der Glaube an die eine wahre Theorie ist jedoch an zwei Anforderungen geknüpft: die Korrespondenztheorie der Wahrheit sowie die Existenz einer Fertigwelt.

Der oben beschriebene Essentialismus des Materialisten ist inkonsistent, denn die Essenz von Wasser ist im Anschluss an Twin Earth das Produkt unserer Verwendung dieses Wortes; die essentiellen Eigenschaften sind also nicht in die Welt eingebaut, wie es der Materialist zur Aussonderung der einen Referenzbeziehung R benötigt (vgl. ebd. 192). In gleicher Weise, wie es nicht möglich ist, eine Referenzbeziehung auszusondern, hat der Materialist dasselbe Problem mit der Kausalität. Kausalbeziehungen werden gerne als in der Welt eingebaute Strukturen gesehen; Putnam schreibt:

„Im Moment ist es nicht meine Frage, ob diese Art von Realismus gerechtfertigt, sondern ob sie wirklich mit Materialismus vereinbar ist. Ist Kausalität eine physikalische Beziehung?“ (Putnam 1982 in Putnam 1993, 181).

Seine Antwort kann so rekonstruiert werden: Wesen von der Venus landen auf der Erde und sehen einen Waldbrand. Einer von Ihnen sagt, „ich weiß, was das verursacht hat – die Atmosphäre dieses verdammt Planeten ist mit Sauerstoff gesättigt“.

Ursache und Erklärung sind nicht unabhängig voneinander: Was eine Ursache oder Erklärung ist, hängt von dem Hintergrundwissen und dem Grund, die Frage zu stellen, ab. Unsere Erklärungen reflektieren nicht die totalen Ursachen, sondern sehen Teile der Ursache als Hintergrund und nur die interessanten Teile werden als Ursache (und daher als Tatsache mit wirklichem Erklärungswert) bezeichnet (vgl. Putnam 1982 in Putnam 1993, 182).

Es wiederholt sich das Muster, dass es mehrere Möglichkeiten gibt, die Beziehung R zu spezifizieren, der Materialist jedoch keine Grundlage für eine Entscheidung zwischen diesen hat. Er muss sich darauf verlassen, dass es in der Welt so etwas wie selbst-identifizierende Gegenstände und eingebaute Strukturen gibt, welche diese Relationen und Dinge „aussondert“. Da wir gerade gesehen haben, dass Kausalität der intuitive Begriff einer Erklärung ist, stellt sich heraus, dass Kausalität offensichtlich nicht physikalisch definierbar sein kann.

“The world of “ordinary language“ (...) is full of causes and effects. It is only when we insist that the world of ordinary language (...) is defective (...) and look for a “true world” (...) that we end up feeling forced to choose between a picture of “a physical universe with a built-in structure” and “a physical universe with a structure imposed by the mind” (Putnam 1990, 89).

Nach dem Versagen der Metaphysik ist die einzige Richtung, in die es Putnam sinnvoll erachtet, zu gehen, eine Variante des Pragmatismus, des internen Realismus; ein Realismus, der den Unterschied zwischen „p“ und „ich meine dass p“ anerkennt, zwischen Recht haben und bloßem Meinen, man habe Recht, ohne diese Objektivität in transzendentaler Entsprechung oder im bloßem Konsens zu lokalisieren (vgl. Putnam in Müller 197).

2.3.7.: Putnam´s ‘internal realism`:

Hier deutet sich bereits klarer die Zwischenposition des internen Realismus an, sowie Putnam´s pragmatisches Anliegen, den Realismus bezüglich des „Commonsense“ zu erhalten und die Alltagssprache neben einer Wissenschaftssprache bestehen zu lassen. Das Konzept, mit dem er sich vom metaphysischen Realismus einerseits und vom Relativismus andererseits distanziert, ist das der konzeptionellen Relativität. Unser Alltagsverständnis, auf dessen Grundlage wir unser Leben führen und gestalten, sagt uns, dass Stühle und Eiswürfel aus fester Materie bestehen, die Physik hat jedoch entdeckt, dass sie überwiegend aus leerem Raum bestehen. Der wissenschaftliche oder metaphysische Realismus unterläuft unser Alltagsverständnis; alles, was wirklich existiert ist das, was die „finished science“ als wirklich anerkennen wird. Diese Vorstellung beruht auf dem jahrhundertealten dualistischen Bild, nach dem sich die physikalische Welt mit ihren primären Qualitäten und der Geist mit seinen Sinneseindrücken gegenüberstehen, und es ist nach Putnam desaströs, weil es den Realismus des „Commonsense“ ablehnt.

“The deep systematic root of the disease, I want to suggest, lies in the notion of an „intrinsic“ property, a property something has “in itself“ – apart from any contribution by language or the mind” (Putnam 1987 in McCormick 1996, 16).

Der Objektivismus des 17. Jahrhunderts hat die Philosophie des 20. Jahrhunderts in die Sackgasse geführt, jede philosophische Strömung hat die Unterscheidung zwischen Eigenschaften, die Dinge an sich haben, und Eigenschaften, die von uns projiziert werden, akzeptiert, nur anders ausgelegt. Putnam analysiert, dass Intentionalität, das Denken über etwas, z.B. dass es viele Katzen in der Nachbarschaft gibt, nicht auf physikalische Phänomene reduziert werden kann. Hier besteht ein enger Zusammenhang mit Putnam's Ablehnung seines Funktionalismus, denn er ist zur Überzeugung gekommen, dass es eine unbestimmbare Anzahl an Programmen geben kann, über die Wesen ihre Überzeugung, dass es viele Katzen in der Nachbarschaft gibt, „programmieren“ können. In seinen Worten:

“The hypothesis that there is a necessary and sufficient condition for the presence of a given belief in computational (or computational cum physical) terms is unrealistic in just the way that the theory that there is a necessary and sufficient condition for the presence of a table in phenomenalist terms is unrealistic” (Putnam 1987 in McCormick 1996, 21).

Die Lösung liegt nach Putnam weder darin, in einen extremen Relativismus zu verfallen, noch den Common Sense Realismus abzulehnen. Er präsentiert sie folgendermaßen:

“The key to working out the program of preserving commonsense realism while avoiding the absurdities and antinomies of metaphysical realism in all its familiar varieties (Brand X: Materialism; Brand Y: Subjective Idealism; Brand Z: Dualism....) is something I have called internal realism (I should have called it pragmatic realism!). Internal realism is, at bottom, just the insistence that realism is not incompatible with conceptual relativity. One can both be a realist and a conceptual relativist. Realism (with a small “r”) (...) is a view that takes our familiar commonsense scheme, as well as our scientific and artistic and other schemes, at face value, without helping itself to the notion of the thing “in itself”. But what is conceptual relativity? (Putnam 1987 in McCormick 1996, 23).

2.3.8.: Konzeptuelle Relativität:

Hier sind zwei Situationen: „Die Erde bewegt sich“ und „die Erde ruht“; zwei klar sich widersprechende Aussagen. Wie können wir diese beiden Aussagen unter einen Hut bringen? Je nach dem, ob wir im Garten stehen, oder uns im Weltraum befinden, haben beide ihre subjektive Überzeugungskraft. Die eine Aussage „die Erde ruht“ ist von einem geozentrischen, die Aussage „die Erde bewegt sich“ von einem heliozentrischen Standpunkt „wahr“. Wie können wir mit solchen Situationen umgehen?

Ein weiteres Beispiel von Putnam (vgl. Putnam 1987 in McCormick 1996, 24 f.): Das Zimmer eines polnischen Logikers enthält einen Tisch, einen Stuhl und eine Couch. Wie viele Objekte sind in diesem Raum? X_1 , X_2 , X_3 ; drei, wenn man die individuellen Objekte zählt, doch der polnische Logiker hat seine mereologische Version eines Differenzials für Teile und Ganzes: dann zählen wir drei individuelle X_1 , X_2 , X_3 und vier „Summen“ (X_1+X_2 , X_1+X_3 , X_2+X_3 , $X_1+X_2+X_3$). Die Antwort fällt also unterschiedlich aus, je nach dem, ob wir unsere alltägliche oder die mereologische Sichtweise des Polnischen Logikers zugrunde legen.

Was ist nun mit Wahrheit? Können wir sagen – und wie rechtfertigen – dass jeweils eine der Versionen falsch sein muss, weil sie sich offensichtlich widersprechen? Können die geo-/heliozentrische Perspektive, oder die alltägliche/mereologische Zählweise jeweils in sich richtig sein? Oder gibt es so viele Welten wie Versionen derselben?

Goodman vertritt letztere Ansicht, und damit gibt er die Unterscheidung zwischen der Welt, wie sie ist, und unserer Beschreibungen davon, auf. Da wir uns nur über Beschreibungen der Realität annähern können und sich Beschreibungen derselben Dinge widersprechen, obwohl sie gleich „richtig“ sind, folgert er, dass unvereinbare Versionen nicht in derselben Welt wahr sein können und schließt, dass es mehrere Welten gibt (vgl. Putnam 1987 in McCormick 1996, 184).

Putnam folgt Goodman nicht direkt in seinen Pluralismus, sondern nähert sich folgendermaßen an: Wenn wir fragen, wie viele Objekte wirklich existieren, dann gehen wir davon aus, dass es einen archimedischen Punkt gibt, von dem aus die Frage Sinn ergibt. Dies ist nach Putnam eine Illusion. Er räumt ein, dass unsere Konzepte kulturell-relativ seien, doch es ist nicht die Kultur, welche über die Wahr- oder Falschheit unserer Versionen und enthaltenen Konzepte entscheidet. Es ist die Wahl des konzeptuellen Schemas, die Explikation des Gebrauchs von Wörtern, wie „existieren“ oder „Objekt“, die festlegen, welche Antwort richtig ist. Putnam gießt diesen Punkt in eine Formulierung:

“If this is right then it may be possible to see how it can be that what is in one sense the „same“ world (the two versions are deeply related) can be described as consisting of tables and chairs (...) in one version and as consisting of space-time regions, particles and fields, etc., in other versions. To require that all of these must be reducible to a single version is to make the mistake of supposing that “Which are the real objects?” is a question that makes sense independently of our choice of concepts” (Putnam 1987 in McCormick 1996, 25).

Putnam stimmt mit Goodman also darin überein, dass es eine Pluralität an Welt-Versionen gibt, folgert daraus jedoch nicht, dass es mehrere Welten gibt. Für ihn sind diese Versionen Versionen derselben Welt. Putnam argumentiert im Anschluss an das modelltheoretische Argument, dass es mehrere Korrespondenzrelationen gibt, daher eine Pluralität von Relationen potentiell „wahr“ sind, es aber keine Grundlage zur Auszeichnung einer einzigartigen und grundlegenden Relation gibt (vgl. Conant&Zeglen 2002, 91).

Da es jedoch andererseits nicht willkürlich ist, welche Konzepte wir wählen, gleichzeitig notwendig ist, Konzepte zu verwenden, um die Welt zu beschreiben, müssen wir diese Wahl rechtfertigen und sind dann in diesem konzeptuellen Schema festgelegt, in dem Sinn, dass wir intern alle Relationen spezifizieren können, die „wahr“ sind. In Anlehnung an Putnam´s Wahrheitsbegriff kann man sagen, dass Wahrheit nicht mehr sein kann.

Jede Exklusivwahl oder Hierarchisierung unserer unterschiedlichen Zugänge zur Welt setzt einen absoluten Wahrheitsbegriff voraus – welcher die implizite Unterstellung transportiert, dass es Sinn macht, die Welt unabhängig von unseren Konzepten zu beschreiben.

Sowohl die metaphysische als auch die relativistische Tendenz fußt hier auf einer metaphysischen Annahme, entweder die Welt zeigt uns die richtige Version, oder wir nehmen den logischen Widerspruch als richtige Version. Beides setzt einen archimedischen Punkt voraus.

2.3.9.: Warum konzeptuelle Relativität kein Relativismus ist:

Warum ist Putnam kein Relativist? Nach den Andeutungen im obigen Abschnitt liegt es fast schon auf der Hand:

Relativismus und metaphysischer Realismus stellen sich auf den Standpunkt von „God’s Eye View“ und das ist nach Putnam eine „View from Nowhere“.

Als kognitive Subjekte sind wir immer in einer Welt situiert und die Perspektive, die wir dabei einnehmen, verändert unseren Blick auf die Welt; es gibt kein neutrales Medium, mit dem wir die Welt beschreiben können und daher kann es auch keine ultimative Beschreibung der Welt geben, die alles in sich einschließt (vgl. Conant&Zeglen 2002, 90).

Putnam nimmt in „Realism with a human Face“ Bezug auf die Quantenmechanik, welche veranschaulicht, dass der Traum der Physik von einer kompletten physikalischen Beschreibung des Universums, wie es unabhängig vom Beobachter ist, ebenso eine Metaphysik ist (vgl. Putnam 1990, 5). Da dieser objektive Standpunkt, den Putnam God’s Eye View nennt, eine Sicht von Nirgendwo, also von keinem bestimmten Blickwinkel heraus, darstellt, muss diese Idee aufgegeben werden.

Anhand logischer Paradoxa zeigt Putnam die Relativität der Wahrheit zu einer Sprache: „(III) Der Satz (III) ist nicht wahr-in-L“. Dieser Satz gehört scheinbar nicht zur Sprache L, sondern zur Metasprache-L. Zu sehen, wie Wahrheit relativ zur Sprache ist, lässt erkennen, dass (III) Nonsens ist – in der Objektsprache - und wahr in der Metasprache L. Tarski hat auf diese Weise einen einheitlichen und absoluten Wahrheitsbegriff aufgegeben und einen Wahrheitsbegriff definiert, welcher davon ausgeht, dass „ist wahr“ nur in Abhängigkeit von einer Sprache denkbar ist und darüber hinaus das Wahrheitsprädikat einer Sprache nicht zur selben, sondern zur Metasprache gehört.

Tarski hat so auf eine Hierarchie von Sprachen verwiesen, um solchen Paradoxa auszukommen (vgl. Putnam 1990, 13). Putnam räumt nun ein, dass es immer möglich sein wird, über die Totalität jener Hierarchie zu generalisieren und schreibt im Rückblick auf die Quantenmechanik:

“In short, I can generalize over as large a totality of languages as I want (...), but the language in which I do the generalizing must always lie outside the totality over which I generalize. Substitute “the observer” for “I” in this formulation and you get: There is always a cut between the observer’s language and the totality of languages he generalizes over. The “God’s Eye View” – the view from which absolutely all languages are equally part of the totality being scrutinized – is forever inaccessible” (Putnam 1990, 17).

Die Analogie der Quantenmechanik zur Realismusdebatte liegt in der Vorstellung, dass wir die Welt außerhalb unserer eigenen Haut wahrnehmen können und ideales Wissen unpersonal ist.

Auf die Frage, warum Putnam kein Relativist ist, antwortet er geschickt:

“I can sympathize with the question (...) because I can sympathize with the urge to know, to have a totalistic explanation which includes the thinker in the act of discovering the totalistic explanation in the totality of what it explains” (Putnam 1990, 117).

Realismus und Relativismus sind zwei Seiten derselben Medaille: Beide Positionen unternehmen den Versuch, zugleich innerhalb und außerhalb der eigenen Sprache zu stehen (vgl. Putnam 1990, 23). Totalistische Erklärungen müssen scheitern.

Putnam's Konsequenz ist, Realismus – mit einem kleinen „r“ –; philosophische Probleme sind nicht lösbar, aber es gibt bessere und schlechtere Wege, darüber nachzudenken.

“That we do not, in practice, actually construct a unique version of the world, but only a vast number of versions (...) is something that “realism” hides from us. That there is nothing wrong with vague predicates – all that is wrong is to be too vague in a given context – is another fact that “realism” ignores or misrepresents. (...) Recognizing such facts as these is part of what might be called “rejecting ‘realism’ in the name of the realistic spirit”. It is my view that reviving and revitalizing of the realistic spirit is an important task for a philosopher at this time“ (Putnam 1990, 41).

2.3.10.: Der Kollaps der Fact/Value Dichotomy:

Worin besteht, neben dem, die Wissenschaft nicht mit Metaphysik zu „verwechseln“, die Wichtigkeit der Revitalisierung des realistischen Spirits?

Anhand Putnam's weiterer Beschäftigungen lässt sich eine recht klare Antwort geben: Putnam verwirft, wie die Pragmatisten, die Fact/Value-Dichotomy und ermöglicht damit eine Philosophie, welche ethische Tatsachen nicht wegerklärt, sondern uns in die Lage versetzt, zu verstehen, wie sie Tatsachen sein können und wie wir von ihnen wissen können (vgl. Putnam 1990, 162).

Putnam's Strategie ist zu zeigen, dass es keine methodologische Differenz zwischen Ethik und Wissenschaft gibt.

Die Verwobenheit von Tatsachen und Werten ist eine direkte Konsequenz seiner Wahrheitsauffassung als (idealisierte) Rechtfertigung. Zu sagen, eine Überzeugung sei gerechtfertigt, bedeutet zu sagen „das ist, was wir glauben sollten“; Rechtfertigung ist ein normativer Begriff (vgl. ebd., 115). Kohärenz und Einfachheit sind Werte der positivistischen Wissenschaftstheorie, die ihrerseits historisch geprägt sind, genauso wie unsere Werte bezüglich Gerechtigkeit. Putnam argumentiert darüber hinaus, dass es ohne kognitive Werte wie Einfachheit und Kohärenz auch keine Tatsachen gäbe, und sie zu einer ganzheitlichen Auffassung von menschlicher Entfaltung gehören (vgl. ebd., 138f.):

“(...) if “values” seem a bit suspect from a narrowly scientific point of view, they have, at the very least, a lot of “companions in the guilt”: justification, coherence, simplicity, reference, truth, and so on, all exhibit the same problems that goodness and kindness do, from an epistemological point of view. None of them is reducible to physical notions; none of them is governed by syntactically precise rules. Rather than give up all of them (...) and rather do what we are doing, which is to reject some (...) we should recognize that all values, including the cognitive ones derive their authority from our idea of human flourishing and our idea of reason” (Putnam 1990, 141).

Vor dem Hintergrund der bis jetzt dargestellten philosophischen Entwicklungen von Putnam, wird absehbar sein, dass er dieses „picture“ seiner Philosophie weiter modifizieren wird. Diese Weiterentwicklung seit den 90er Jahren wird im Zentrum der Aufmerksamkeit des vierten Kapitels stehen, vorweg sei hier schon bemerkt, dass Putnam seine Unternehmung als große Antinomie des Realismus analysieren wird, von der der „internal realism“ nur eine weitere Episode darstellt.

Das wird vor dem Hintergrund seiner stark vom Pragmatismus beeinflussten späteren Philosophie, welche ihn zu einem direkten Realismus bezüglich der Wahrnehmung und zur weiteren Beschäftigung mit Ethik führen wird, herauszuarbeiten sein.

Seine Diagnose der Antinomie des Realismus weitete er in seinem Buch „the threefold cord: mind body and world“, genauer in den Dewey- und Josiah Royce- Lectures, auf das Mind-Body Problem aus. Daher gehe ich im nächsten Kapitel einen Schritt zurück und werde die Positionen und Themen in Philosophy of Mind, mit einem genaueren Blick auf Putnam´s Hin- und Abwendung von Funktionalismus darstellen.

Mit Jaegwon Kim, dem Philosopher of Mind, der wohl heute die ausgeklügelte Variante des Physikalismus vertritt, werde ich das Dilemma darstellen, welches in Bezug zu „mental causation“ entsteht. Während dem Physikalismus droht, bei der Irrealität des Mentalen zu enden, stellt Putnam mit seinem direkten Realismus entgegen, dass die Vorstellung einer Schnittstelle zwischen Geist und externer Welt aufgegeben werden muss.

Putnam zitiert an einer Stelle in „Realism with a human Face“ Stanley Cavell so: Philosophische Fragen sind letztlich nicht beantwortbar, doch es gibt bessere und schlechtere Weisen, darüber nachzudenken. Um dann weitere Fragen zu stellen. Ich halte es für philosophisch wertvoll, den Graubereich zwischen Realismus/Anti-Realismus und Philosophy of Mind zu färben, wenn sich dabei zeigen lässt, dass ein wissenschaftlicher Realismus - konsequent durchgedacht - auf eine antirealistische Position hinausläuft. Denn dann müssen wir uns fragen, ob uns dieses Bild von Wissenschaft diese Konsequenz wert ist. Wenn nicht, dann können wir uns fragen, wie wir unsere verschiedenen für unser Leben wichtigen Bilder untereinander abstimmen können.

3. PHILOSOPHY OF MIND UND MENTAL CAUSATION:

3.1.: Die analytische Philosophie des Geistes –

und die Suche nach dem Ort des Mentalen in einer physikalischen Welt:

Philosophy of Mind kann als Feld philosophischer Untersuchungen definiert werden, welches durch eine Gruppe von Problemen charakterisierbar ist; Probleme, die sich mit der Natur des Geistes, mit unserer „Mentalität“ oder unserem Bewusstsein beschäftigen. Was konstituiert den Geist oder das „Mind“? Wie kommt der Geist zustande und worin besteht das Mentale? Was macht mentale Phänomene zu solchen?

Fragen dieser Art sind brisant, weil sie in direkter Relation zur Grundfrage der Philosophy of Mind stehen, und das ist die Frage nach der Relation zwischen physikalischen und mentalen Eigenschaften und Phänomenen, das Mind-Body Problem. Das Physikalische und das Mentale scheinen einerseits grundverschieden und andererseits doch so eng verbunden. Wie kommt es dazu, dass ein biologisch/physikalisches Lebewesen mentale Erlebnisse hat? Die qualitative Verschiedenheit zwischen mentalen und physikalischen Eigenschaften lässt die Verwobenheit der beiden Sphären mysteriös erscheinen.

Im Altertum wurde die Grundverschiedenheit zwischen uns und dem Rest der natürlichen Welt dadurch beschrieben, dass wir eine Seele haben. Für Platon war sie göttlich, ewig und immateriell, der Körper hingegen nur eine vergängliche Hülle unserer weltlichen Existenz. Das Mind-Body Problem wurde also durch die Existenz einer Seele „gelöst“, diese macht unser Bewusstsein aus und uns zu intelligenten, rationalen Lebewesen.

Descartes hat eine solche Idee 2000 Jahre später wieder aufgegriffen, indem er sich als Geist, als denkendes, unausgedehntes Ding und als Körper, als ausgedehntes nicht denkendes Ding erlebt und zwei Substanzen, die immateriellen Minds, *res extensa*, und die materiellen Objekte, *res cogitans*, angenommen hat. Dieser Substanz-Dualismus hat das Mind-Body Problem begründet und die weitere Diskussion auf die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist, und damit auf die Relation zwischen geistiger und physischer Welt, konzentriert. Wie immaterielle Geister auf die physische Welt einwirken können, wurde zum größten Problem für Descartes und blieb es in der Philosophy of Mind.

Das Problem, wie mentale Eigenschaften in einer physikalischen Welt kausale Relevanz haben können, spielt heute immer noch eine zentrale Rolle, wenn auch das Konzept einer immateriellen Seele von physikalistischen Tendenzen abgelöst wurde.

Was bedeutet das Konzept, ein Mind bzw. Bewusstsein zu haben?

“Having a mind can be construed simply as a property, capacity or characteristic that humans and some higher animals possess in contrast with things like pencils or rocks. (...). Mentality is a broad and complex property. As we just saw, there are various narrower properties and functions through which the mentality of a person manifests itself, such as experiencing sensations entertaining thoughts, reasoning, making decisions, and feeling emotions” (Kim 1998a, 5).

Natürlich gibt es viele spezifischere mentale Eigenschaften, wie die Empfindung eines stechenden Schmerzes im Unterarm oder die Überzeugung, dass Schnee weiß ist. Mentalität äußert sich sozusagen in der Instantiierung solcher Eigenschaften und in damit einhergehenden Zuständen und Prozessen.

Welche Gruppen mentaler Phänomene lassen sich unterscheiden?

Zuerst lassen sich jene mentalen Zustände unterscheiden, die mit Empfindungen einhergehen, die qualitative, phänomenale Aspekte des Erlebens umschreiben – die Art und Weise, wie sich Dinge anfühlen.

Präpositionale Attribute sind eine Gruppe von mentalen Zuständen, die Personen zugeschrieben werden und die darin bestehen, eine Einstellung (hoffen, glauben, überzeugt sein, etwas fürchten) gegenüber Aussagen zu haben, welche einen bestimmten Inhalt haben; z.B. die Überzeugung, dass Schnee weiß ist.

Weiters können jene Zustände differenziert werden, die unter Gefühle und Emotionen gezählt werden können, wie z.B. Freude, Zorn, Enttäuschung, Scham und dergleichen.

Auch Intentionen, also Zustände, welche eine Absicht des Akteurs umschreiben und Entscheidungen, können als eigene Gruppe – als willentliche Akte - beschrieben werden.

Da sie Inhalte transportieren, stellen sie einen Unterfall präpositionaler Attribute dar.

Im Groben gibt es also zwei Kategorien mentaler Phänomene:

“It is standardly thought that there are two broad basic categories of mental phenomena: sensory or qualitative states (qualia), like pains or sensings of colours and textures, and intentional states, like beliefs, desires and intentions” (Kim 1998a, 23)

Auf die Frage, was Mentalität konstituiert, ob es ein Kennzeichen des Mentalen gibt, das mentale eindeutig von nicht-mentalenen Phänomenen unterscheiden kann, gibt es keine allumfassende Antwort, sondern nur verschiedene Aspekte dessen, was wir normalerweise als mental klassifizieren.

Als epistemologische Kriterien werden hierbei das direkte, unmittelbare Wissen, der private Charakter der Perspektive aus erster Person, sowie die Unfehlbarkeit des Wissens über die Erfahrungen und inneren Zustände genannt. Doch nicht alle mentalen Zustände erfüllen diese Kriterien, wie an unterbewussten Hoffnungen und dergleichen schnell erkannt werden kann

Ein weiteres Kriterium wäre die Intentionalität, also die Fähigkeit über etwas Bestimmtes nachzudenken, das Bewusstsein auf Objekte – die nicht unbedingt existieren müssen – zu richten. Dabei haben wir erstens die Fähigkeit, in unseren Gedanken, Hoffnungen und Intentionen auf Gegenstände zu referieren – referenzielle Intentionalität – und zweitens die Fähigkeit, diese Inhalte in einer Weise zu repräsentieren, die sie mit Bedeutung und Sinn ausstatten – inhaltliche Intentionalität (vgl. Kim 1998a, 21). Anhand von Empfindungen, wie Schmerz, ist es jedoch wiederum leicht ersichtlich, dass sie nicht von etwas handeln und Inhalte haben, wie etwa Überzeugungen.

Kim hält fest, dass es keine einheitliche Auffassung unseres Konzeptes von „Mentalität“ gibt, und dass dieses die zwei Kategorien, erstens die qualitativen und zweitens die intentionalen Phänomene des Geistes, umfassen müsste. Er schreibt:

“The former seem paradigm cases of states that satisfy the epistemic criteria of the mental, such as direct access and privacy, and the latter are the prime examples of mental states that satisfy the intentionality criterion. A question to which we do not as yet have an answer is this: In virtue of what common property are both sensory states and intentional states “mental”? (...). To the extent that we lack a satisfying answer to this question, we fail to have a unitary conception of what mentality consists in” (Kim 1998a, 23).

Es ist also ein Puzzle, worin die Einheit des Konzeptes von Mentalität besteht. Die grundsätzliche Differenz zwischen qualitativen und intentionalen Eigenschaften wird uns weiter beschäftigen, denn ein Physikalismus muss beide unter einen Hut bringen.

Das Mind-Body Problem besteht für Kim im Kern darin, einen Ort des Mentalen in einer fundamental physikalischen Welt zu finden:

“At bottom, this is the problem of accounting for the place of mind in a world that is essentially physical. There are persuasive (..) reasons to believe that the world we live in is a fundamentally material world, a world made up of material particles and their aggregates, all of which behave strictly in accordance with physical law. How can we accommodate minds and mentality in such a world?” (Kim 1998a, 9).

Aus den vielfältigen möglichen Antworten auf die Frage nach der Konstitution des Mentalen und nach dem Verhältnis zwischen mentalen und physischen Eigenschaften haben sich verschiedene Positionen gebildet und im Folgenden werde ich die philosophische Entwicklung seit Descartes im Überblick darstellen, ehe ich im Anschluss die gegenwärtig gewichtigen Positionen in ihren Annahmen und Problemen genauer darstellen werde.

3.2.: Positionen im Mind-Body Problem –

Mind-Body-Theorien:

3.2.1.: Cartesianischer Substanzdualismus und kausaler Interaktionismus:

Nach Descartes ist jeder von uns eine Einheit aus materiellem Körper und immateriellem Geist bzw. aus Leib und Seele. Die Essenz eines „Minds“ ist das Denken oder bewusst zu sein, während die Essenz des Körpers in der räumlichen Ausdehnung besteht. Körper und Geist stehen jedoch in Wechselwirkung: Bei der Wahrnehmung verursachen Reize Sinneseindrücke von Objekten in unserer Umgebung und in der willentlichen Handlung verursachen wir die Bewegungen unseres Körpers. Der cartesianische Interaktionismus postuliert einen direkten kausalen Einfluss des immateriellen Geistes auf die materielle Welt und in Folge wurde das auch zum größten Problem. Der Dualismus von Descartes ist nicht in der Lage, die Möglichkeit von mentaler Verursachung – „mental causation“ – zu erklären und es ist auch nicht zu sehen, wie es vor sich gehen soll, dass ein immaterieller Geist Neuronen zum Feuern bringt, denn dann müsste er ja auf diese elektrochemischen Prozesse Einfluss nehmen (vgl. Kim 1998a, 132). Selbst wenn die Seele als kausaler Akteur eine schlüssige Idee wäre, würde sie uns nicht helfen, zu verstehen, wie es kommt, dass sich unser Arm bewegt. Doch genau das wollen wir durch eine Mind-Body Theorie erfahren.

3.2.2.: Prästabilisierte Harmonie, Okkasionalismus, Double-Aspect Theorie:

Nach Leibniz, der Descartes dualistisches Modell wegen seiner Unschlüssigkeit abgelehnt hat, stehen Körper und Geist in einer von Gott prästabilisierten Harmonie. Malebranche hat die Ansicht vertreten, es sei eine Illusion, dass wenn immer ein mentales Ereignis stattfindet, ein physisches auftritt. Nach seinem Okkasionalismus gibt es keine kausale Verbindung zwischen Geist und Körper, sondern mentale Ereignisse können physische Ereignisse nur durch die Intervention Gottes bewirken und umgekehrt. Spinoza hat dagegeengehalten, dass Körper und Geist zwei korrelierte Aspekte einer zugrunde liegenden Substanz darstellen, welche selbst weder materiell noch immateriell

ist. Seine Double-Aspect Theorie bestreitet daher die Wechselwirkungen zwischen Körper und Geist, und verlangt nicht nach Gott als Kausalkraft.

In der Nachfolge von Descartes wurde also durchgehend die Frage nach dem Verhältnis zwischen Körper und Geist problematisiert, sein Erbe ist eine dualistische Grundintuition bezüglich des nunmehr mysteriösen Verhältnisses von Körper und Geist; eine Intuition, welche die Begründung des Mind-Body Problems mit sich gebracht hat und die Frage nach der kausalen Relevanz mentaler Phänomene immer brisanter werden ließ.

3.2.3.: Epiphänomenalismus – das Mentale als Schatten des Physischen:

Die kausale Irrelevanz des Mentalen wird von einer Strömung zum Programm erhoben. Der Epiphänomenalismus besteht in der Annahme, dass mentale Ereignisse durch physikalische Ereignisse im Gehirn verursacht werden, diese ihrerseits jedoch keine kausale Wirkungskraft besitzen. Bewusstsein und jegliche mentale Erlebnisse werden zu Epiphänomenen, zu Schatten der alles bestimmenden physischen Prozesse im Gehirn. Unser Geist hat dieser Ansicht nach nichts zu tun, unsere Überzeugungen und unser Wille haben keine Rolle in der Erklärung unserer Handlungen. Das bedeutet zu akzeptieren, dass Mentalität nicht real ist, denn was keine kausale Wirkungskraft besitzt, kann auch keinen Einfluss auf die Realität ausüben (vgl. Kim 198a, 130). Epiphänomenalismus bedeutet daher die Irrealität des Mentalen.

3.2.4.: Emergentismus – das Mentale als emergente Qualität des Physischen:

Eine andere Antwort auf den Zusammenhang von Körper und Geist gibt eine Ansicht, nach der das Mentale eine emergente Eigenschaft ist, welche ab einem bestimmten Grad an Komplexität auftaucht. Emergente Eigenschaften können nicht durch darunter liegende physische Eigenschaften erklärt werden; warum sie auftreten, ist unerklärbar. Der Zusammenhang von Körper und Geist muss als bloßes Faktum akzeptiert werden und es gibt keine weitere Erklärung, warum solche Eigenschaften emergieren. Emergentismus ist die erste Version eines nicht-reduktiven Physikalismus, denn nach dieser Ansicht gibt es nur physikalische Partikel, nach dem Bild eines mehrschichtigen Modells der Welt, mit verschiedenen Eigenschaften auf verschiedenen Ebenen, ist das Mentale zwar physikalisch, doch es entsteht erst ab einer gewissen Komplexität von Partikelanordnungen – und zwar notwendigerweise - und bringt als emergente Eigenschaft neue Qualitäten in die Welt, welche jedoch nicht durch die Mikroeigenschaften erklärt oder prognostiziert und daher auch nicht reduziert werden können (vgl. Kim 1998a, 227).

3.2.5.: Mind-Body-Identitätstheorie – das Mentale ist das Physische:

Die Idee, dass mentale Eigenschaften mit Gehirnprozessen identisch sein könnten, eine Identität wie Blitzschlag und atmosphärische, elektromagnetische Entladung bilden, hat die Mind-Body-Identitätstheorie begründet. Danach gibt es keine mentalen Ereignisse über die physikalischen Ereignisse hinaus, das Standardbeispiel ist die Identifikation von Schmerz mit „C-fibre activation“. Es gibt also nur ein Ding und nicht zwei; das bedeutet eine ontologische Simplifizierung, da es die unabhängigen Annahmen über die Welt reduziert und alles in physikalischer Sprache beschreibbar ist. Die Identitäten werden dabei empirisch entdeckt, indem ein Konzept von z.B. „Gen“, durch bestimmte kausale Rollen charakterisiert wird und sich danach herausstellt, dass das DNA-Molekül diese

Rollen erfüllt. So auch mit Schmerz: Unser Konzept von Schmerz besteht darin, dass es ein interner Zustand ist, der typischerweise durch Gewebeverletzungen verursacht wird und mit Ächzen und Zusammenzucken einhergeht. Nun, angenommen die Neurobiologie hat herausgefunden, dass C-Faser Aktivität genau dieses Konzept erfüllt, dann kann man die Schlussfolgerung ziehen, dass Schmerz C-Faser Aktivität ist (vgl. Kim 1998a, 55). Es gibt zwei Arten, wie die Identitätstheorie verstanden werden kann (vgl. Kim 1998a, 59). Token-Physikalismus bedeutet, dass jedes Ereignis, das zur Art der mentalen Ereignisse gehört, auch unter die Art der physikalischen Ereignisse fällt. Oder: Jedes Ereignis, das eine mentale Eigenschaft besitzt, besitzt auch eine physikalische Eigenschaft. Type-Physikalismus behauptet hingegen, dass Arten mentaler Ereignisse Arten von physikalischen Ereignissen sind. Oder: Mentale Eigenschaften sind physikalische Eigenschaften.

Die klassische Identitätstheorie ist ein Type-Physikalismus, denn nach ihr sind mentale Phänomene nichts Anderes als physikalische Phänomene. Token-Physikalismus ist dagegen viel schwächer und besagt lediglich, dass Ereignisse mit mentalen Eigenschaften irgendeine physikalische Eigenschaft haben. Dies hat keinen großen Erklärungswert, da nichts darüber ausgesagt wird, wie mentale auf physikalischen Eigenschaften basieren und es auch nicht weiter erklärt werden kann.

Type-Physikalismus hat dagegen einen enormen Erklärungswert, weil er ein reduktiver Physikalismus ist, nach dem mentale Ereignisse mit physikalischen Ereignissen identisch sind und es keine mentalen Fakten ohne physikalische Fakten gibt und geben kann. Daher wird die physikalische Beschreibung der Welt prinzipiell adäquat sein, die Welt mit allen ihren Fakten zu erfassen. Dies sind starke Behauptungen eines robusten Materialismus, der darüber hinaus kein Problem hat, mentale Verursachung zu erklären, denn diese ist ja nur physikalische Kausalität.

Es gibt jedoch Einwände, welche die Mind-Body Theorie zu Fall gebracht haben, allen voran Putnam's Argument von der multiplen Realisierbarkeit mentaler Zustände. Doch zuerst einige der Einwände aus epistemologischer Perspektive und aus Sicht phänomenaler Erlebnisse (vgl. Kim 1998a, 62ff.).

Wie ist es möglich, dass die Leute im Mittelalter viel über Schmerzen wussten, aber nichts über C-Fasern? Können wir sagen, dass Wissen um das Eine notwendigerweise das Wissen um das Andere umfasst?

Wenn wir Schmerz empfinden, wo befindet er sich dann? Im Gewebe, im Gehirn, oder gar in den C-Fasern? Dies ist das Lokalisierungsproblem. Das Argument ist, dass mentale Zustände keine Gehirnzustände sein können, da nur letztere lokalisiert werden können. Außerdem: Wie kann jemand den qualitativen Zustand, in dem er sich befindet, identifizieren, und wie könnte die Neurowissenschaft auf dieser Grundlage eine empirische Identität feststellen, wenn die Referenz auf die phänomenalen Zustände nur durch deren unreduzierbare Existenz erklärt werden kann?

Wenn Schmerz als kausale Rolle gesehen wird, dann kann diese nicht notwendig, sondern nur kontingent sein. In dem Sinn ist die Mind-Body-Identität so wie sie ist, sie hätte aber auch anders sein können. Nach Kripke müssen solche Ausdrücke „non-rigid“ sein, also keine starren Designatoren, sondern solche, die in unterschiedlichen Welten unterschiedliche Dinge herausgreifen, wie beispielsweise der 44. Präsident der USA auch jemand anderer sein hätte können. Schmerz ist jedoch „rigid“ – starr –, weil in jeder Welt das herausgegriffen wird, was durch die kausale Rolle definiert ist und diese kann nur abhängig von den Gesetzen in dieser Welt sein. Das heißt, der Type-Physikalist müsste behaupten, dass die Identität eine notwendige ist und in jeder möglichen Welt gilt.

Schließlich: Das Argument von der multiplen Realisation mentaler Zustände greift den wunden Punkt der Mind-Body-Identitätstheorie auf, aus ihr folgt nämlich, dass, wenn Schmerz C-Faser-Aktivität ist, dann kann ein Organismus, der über keine C-Fasern oder

kein entsprechendes Gehirn verfügt, keinen Schmerz spüren. Ist es nicht konsistent, zu denken, dass es andere Spezies gibt, welche andere Arten von Schmerzrezeptoren entwickelt haben? Es ist einfach sehr unwahrscheinlich, dass der Type-Physikalist eine Beschreibung eines bestimmten Gehirnzustandes, der allen Lebewesen aller Spezies gemeinsam ist, finden wird.

Diese Überlegungen zeigen, dass Gehirnzustände auf multiple Arten realisiert werden können. Das „multiple realization argument“ von Hilary Putnam hat die Mind-Body-Identitätstheorie und die vorherrschenden reduktiven Bestrebungen des Type-Physikalismus gestürzt und mit seinem neu begründeten Funktionalismus eine Bewegung eingeläutet, welcher die Ära des nicht-reduktiven Physikalismus folgte.

3.2.6.: Funktionalismus – das Mentale als funktionale Eigenschaft des Physischen:

In „The Nature of Mental States“ schreibt Putnam:

“I shall, in short, argue that pain is not a brain state, in the sense of a physical-chemical state of the brain (or even the whole nervous system), but another kind of state entirely. I propose the hypothesis that pain is a functional state of the whole organism” (Putnam 1967, 226).

Und er bringt sein Argument:

“(..) the brain state theorist is not just saying that pain is a brain state; he is of course concerned to maintain that every psychological state is a brain state. Thus if we can find even one psychological predicate, which can clearly be applied to both a mammal and an octopus (say “hungry”), but whose physical-chemical “correlate” is different in the two cases, the brain state theory has collapsed” (Putnam 1967, 228).

Mit dem Funktionalismus kommt eine neue Konzeption des Mentalen auf das Spielfeld. Die Idee der multiplen Realisierbarkeit mentaler Eigenschaften macht es ganz und gar unplausibel, dass Identitäten, die der Type-Physikalist benötigt, gefunden werden können und verlangt nach einer Auffassung, die es plausibel macht, dass mentale Eigenschaften in verschiedensten Medien und durch unterschiedliche Strukturen realisiert werden können und doch in Relation zu den physikalischen Ereignissen bleiben.

Die funktionale Auffassung des Mentalen ermöglicht genau das, denn erstens sind unterschiedliche Arten der Realisation mentaler Eigenschaften denkbar, diese sind nicht an eine bestimmte Struktur gebunden und haben einen physikalischen Realisator. Wodurch eine mentale Eigenschaft realisiert wird, ist von der internen Organisation abhängig, durch die alle Inputs mit Outputs verbunden werden. Mentale Eigenschaften sind funktionale Eigenschaften, welche durch ihre kausalen Rollen in der Vermittlung von Sinnes-Inputs und Verhaltens-Outputs spezifiziert sind (vgl. Kim 1998b, 19). Danach ist eine Art von mentalen Phänomenen eine bestimmte Art von funktionalen, kausal-theoretischen Mustern, deren Funktionen darin bestehen, kausale Rollen zu erfüllen. So wie ein Motor durch seine Job-Beschreibung spezifiziert wird (unabhängig davon, welche Art von Energie er verbraucht und in welcher physischen Konstellation er gebaut ist), geht es bei mentalen Zuständen auch darum, was sie tun, welche funktionale Rolle sie einnehmen, und nicht um die Beschreibung von Mechanismen.

Das Mentale ist weder identisch mit dem Physikalischen, noch kann es auf das Physikalische reduziert werden, weil es eben eine funktionale Eigenschaft höherer Ordnung ist, welche durch die Relationen aller internen Zustände spezifiziert wird und

nicht nur durch die physikalischen Eigenschaften. Doch gleichzeitig basieren diese funktionalen Eigenschaften natürlich auf den physikalischen Prozessen, was den Funktionalismus zu einem nicht-reduktiven Physikalismus macht, der sowohl den physikalistischen Intuitionen Rechnung trägt, als auch mentalen Phänomenen ihre Eigenständigkeit zubilligt.

Zuerst wurde der Funktionalismus als „Machine-Functionalism“ eingeführt, nach dem die Operationen des Geistes in Analogie zu denen eines Computers gesehen werden. Putnam hat die Analogie einer Turing Maschine verwendet, eine Maschine, welche die Input-Output-Relationen über die Totalität der internen Zustände bestimmt. Mentalität wird hierbei durch eine geeignete Beschreibung der gesamten internen Zustände durch spezifische Input-Output-Relationen konstituiert. Es sind also nicht die physikalisch-biologischen Eigenschaften des Gehirns, welche Mentalität konstituieren, sondern es ist die Rechenkraft des Gehirns.

Der „Machine-Functionalism“ wurde später vom kausal-theoretischen Funktionalismus abgelöst, denn eines der Gegenargumente ist sehr überzeugend. Es ist das Chinese-Room Argument von Searle (vgl. Kim 1998a, 99):

Stellen wir uns vor, jemand, oder gar Searle in Person, der selbst kein Chinesisch versteht, ist in einem Raum (The Chinese-Room); zusammen mit einem komplexen Set an Regeln, wie die eingehenden Symbolketten (Inputs) in weitere Symbolketten (Outputs) transformiert werden. Tatsächlich sind die Symbole chinesische Ausdrücke, die nach rein formalen Kriterien transformiert werden. Das Chinesisch aus dem Raum ist perfekt, die Input-Output-Relationen sind genauso, wie sie ein perfekt sprechender Chinese erzeugen würde. Doch Searle selbst versteht kein Chinesisch.

Dieses Gedankenexperiment soll zeigen, dass die Bedeutung von Symbolen nicht durch regelgeleitete Verknüpfung von syntaktischen Merkmalen entsteht. Sondern: Dass wirkliches Verstehen von semantischen Kriterien abhängt, also vom Wissen darum, was die Symbole repräsentieren und bedeuten. Dies zeigt, dass mentale Prozesse nicht mit den Operationen eines Computerprogramms gleichgesetzt werden können, ganz gleich, wie hoch entwickelt und komplex das Programm auch sein mag.

Der „Machine-Functionalism“ hat versucht, mit den Rechenoperationen von Turing Maschinen das Verhältnis von mentalen und physikalischen Eigenschaften zu spezifizieren. Eine andere Formulierung des Funktionalismus besteht darin, das Verhältnis kausal-theoretisch zu fassen.

Funktionalismus zeichnet sich durch die Idee, dass ein mentaler Zustand durch die spezifische Input-Output-Relation charakterisiert werden kann, aus. Kausal-theoretischer Funktionalismus interpretiert nun diese Relation als eine kausale Relation und es sind diese spezifischen Relationen, welche die Arten mentaler Zustände und Phänomene differenzieren. Da diese Relationen jedoch nur vor dem Hintergrund einer kompletten Explikation aller internen Zustände spezifiziert werden können, oder, um ein individuelles mentales Phänomen festzumachen, das gesamte Netzwerk der kausalen Relationen gebraucht wird, daher alle psychologischen Zustände expliziert sein müssen, setzt der kausal-theoretische Funktionalismus eine komplette psychologische Theorie voraus. Diese Theorie spezifiziert die gesamte Psychologie des Systems, wie eine Turing Maschine, die eine gesamte Psychologie modelliert (Kim 1998a, 105).

Eine solche psychologische Theorie ist eine Voraussetzung, sie spezifiziert die internen Zustände und deren Verknüpfungen zu Input-Output-Relationen, und es ist nicht klar, ob es eine solche Theorie je geben kann. Jedoch gibt es eine weitere Voraussetzung des kausal-theoretischen Funktionalismus, die darin besteht, dass diese Theorie, sollte sie möglich sein, psychologische Kapazitäten und Mechanismen herausstellt, welche

verhaltensrelevant und real sind. Die einzige Realität, auf die sich diese Theorie dabei berufen kann, ist die physikalische Realität.

Die Strategie des Funktionalismus besteht darin, mentale Eigenschaften zu funktionalisieren und im Sinne ihrer kausalen Rolle zu spezifizieren. Um diese Rolle spezifizieren zu können, müssen die Eigenschaften relational rekonstruiert werden, und das führt auch zu Problemen und möglichen Einwänden.

So im Hinblick auf phänomenale Eigenschaften, Qualia, denn der Funktionalismus scheint den qualitativen Aspekt unserer Erfahrungen zu verlieren (Kim 1998a, 114).

Wenn die kausale Rolle und die phänomenale Qualität von Sinneseindrücken auseinander fallen, dann ist es denkbar, dass es Qualia-Inversionen gibt. Dass das Tomaten-Rot für eine Person systematisch so aussieht, wie das Spinat-Grün für eine andere, ist ohne weiteres vorstellbar, da die Differenzen sich nicht im Verhalten äußern. Weiters ist es denkbar, dass es ein zu Menschen funktional equivalentes System gibt, also mit denselben Input-Output-Spezifikationen, doch deshalb haben wir keinen Grund, einem solchen System Mentalität zuzuschreiben. Weiters wäre eine Zombie-Welt möglich, dass es also „Personen“ geben könnte, die sich genau so verhalten, als hätten sie bewusste, mentale Erlebnisse, obwohl sie keine haben.

Wenn Qualia nicht in funktionalen Definitionen erfasst werden können, dann sind diese Szenarien nicht ausgeschlossen und das würde bedeuten, dass der Funktionalismus keine Theorie sein kann, welche alle psychologischen Zustände erfasst. Dies ist das Qualia-Argument gegen den Funktionalismus.

Ein weiteres Gegenargument lässt sich aus der Idee der Realisierung mentaler auf Basis physikalischer Eigenschaften formulieren, indem die Annahme, dass mentale Phänomene kausale Wirkungen haben, hinterfragt wird. Denn wenn ein mentales Ereignis nur dann auftritt, wenn es von einem physikalischen realisiert wird, dann übernimmt der physikalische Realisator die gesamte kausale Arbeit und das mentale Ereignis scheint hingegen kausal irrelevant zu sein; folglich disqualifizieren sich mentale Eigenschaften als wissenschaftlich relevante Eigenschaften (vgl. Kim 1998a, 119).

Diese Probleme werden uns noch weiter beschäftigen, denn mit dem Qualia-Problem und den Problemen, die mit „mental causation“ zusammenhängen, sind wir auf die zwei zentralen Puzzleteile in der Philosophy of Mind in ihrer gegenwärtigen Form gestoßen. Um diese besser verstehen zu können, wird es nötig sein, einen kleinen Schritt zurück zu gehen.

3.2.7.: Supervenience – die Relation zwischen dem Mentalen und dem Physischen:

Ein Konzept hat die funktionalistischen Ansichten ergänzt: „Supervenience“ ist eine nicht-reduktive Konzeption dessen, wie das Verhältnis zwischen Körper und Geist, sowie ganz allgemein das Verhältnis zwischen Eigenschaften höherer und niedrigerer Ordnung in der Wissenschaft gesehen werden kann. Es hat zentralen Einfluss auf das Mind-Body Problem und auf die Diskussion zwischen „reductive“ und „non-reductive physicalism“ ausgeübt. Dabei ist es ein Konzept, das ursprünglich vom Emergentismus eingeführt, und später von Davidson in seinem „anomalous monism“ wieder aufgegriffen wurde.

Supervenience ist eine Relation zwischen Eigenschaften über- und untergeordneter Ebenen, die in einem Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen, und drückt aus, dass die Eigenschaften auf höheren Ebenen durch die der unteren Ebenen determiniert sind. Im Mind-Body Problem kann das Supervenience-Prinzip als minimale Anforderung des Physikalismus gesehen werden – als „minimal physicalism“ (vgl. Kim 1998a, 12). Indem Supervenience besagt, dass es keine mentalen Unterschiede ohne physikalische Unterschiede geben kann, wird die Existenz von immateriellen „minds“ ausgeschlossen.

So kann Mentalität in einem prinzipiell physikalistischen Schema verortet, und gleichzeitig die Eigenständigkeit des Mentalen erhalten werden.

Im Emergentismus war der Begriff der „Supervenience“ wohl zur näheren Beschreibung des Verhältnisses zwischen emergenten und physikalischen Eigenschaften eingeführt worden; so auch bei Davidson zur näheren Bestimmung dessen, wie das Verhältnis zwischen Körper und Geist verstanden werden kann. Nach dem „anomalous monism“ gibt es nämlich keine psychophysischen Gesetze, die mentale und physikalische Phänomene verbinden. Darin besteht die Anomalie des Mentalen, es kann nicht Objekt wissenschaftlicher Untersuchungen werden, da es keine Gesetze geben kann. Das Mentale ist ein vom Physikalischen, dem zugrunde liegenden Bereich unabhängig, daher ein eigenständiger Bereich und folglich auch unreduzierbar (vgl. Kim 1998b, 3). Diese Theorie sagt nichts über das Verhältnis zwischen Körper und Geist aus, sie sagt nur, dass jedes mentale Ereignis ein physikalisches Ereignis ist, und, dass es zwischen ihnen keine gesetzmäßige Relation geben kann. Die Analogie zu einem Beispiel lässt das erkennen: Die Aussage „jedes Objekt, das eine Farbe besitzt, hat auch eine Form“ besagt nichts über die Relation von Farbe und Form, und in gleicher Weise erfahren wir von Davidson nichts über die Relation zwischen physikalischen und mentalen Ereignissen (Kim 1998b, 5). Das mag der Grund sein, warum Davidson beiläufig auf das Supervenience-Prinzip zurückgegriffen hat, welches dann aber in Kombination mit dem Realisationsprinzip des Funktionalismus ein Eigenleben geführt hat.

Denn Supervenience bringt zusätzliches Licht in die Vorstellung, dass mentale durch physikalische Eigenschaften realisiert werden und passt hervorragend in den funktionalistischen Rahmen. Die These, dass mentale Eigenschaften „supervenient“ auf physikalische Eigenschaften sind, macht klar, dass das Physikalische die Basis-Eigenschaften und das Mentale die „supervenienten“ Eigenschaften stellt, impliziert weder einen physikalischen Reduktionismus, wodurch die Autonomie des Mentalen gesichert ist, noch verweigert sie die Möglichkeit multipler Supervenience-Basen (vgl. Kim 1998b, 7). Kim schreibt:

“I believe this is why many philosophers, including those who espoused a functionalist outlook, saw in mind-body supervenience a satisfying metaphysical statement of physicalism without reductionism. This helped to create in the mid- to late 1970s what Ned Block called “the antireductionist consensus” and its subsequent entrenchment. This Position, now standardly called “nonreductive physicalism” (or “nonreductive materialism”), has been and still is, the most influential metaphysical position, not only on the mind-body problem but more generally on the relationship between higher-level properties and underlying lower-level properties in all areas” (Kim 1998b, 8).

Wenn die physische Arbeit an einer Statue abgeschlossen ist, dann ist damit auch die ästhetische Arbeit verrichtet, es ist keine zusätzliche ästhetische Eigenschaft mehr zu ergänzen. Die Supervenience-These besteht in diesem Fall darin, dass die ästhetischen Eigenschaften komplett durch die physikalischen Eigenschaften festgelegt sind, die ästhetischen Eigenschaften sind supervenient auf die physikalischen Eigenschaften. Die Supervenience-These kann auch so ausgedrückt werden: wenn zwei Dinge (exakte Duplikate der Welt oder eines Individuums), physikalisch ununterscheidbar sind, dann müssen sie auch psychologisch ununterscheidbar sein.

Supervenience ist selbst keine Mind-Body Theorie, denn es lässt sich leicht erkennen, dass sowohl Funktionalismus, als auch Emergentismus, sowie Epiphänomenalismus mit

Mind-Body Supervenience vereinbar sind. Außerdem ist sie keine erklärende Relation, es ist komplett offen, was sie selbst begründet und warum sie überhaupt für die Relation zwischen dem Mentalen und dem Physikalischen gelten soll (vgl. Kim 1998b, 12). Supervenience drückt lediglich eine Ko-Variation von Mentalem und Physikalischem aus und deutet auf die Existenz einer Abhängigkeitsbeziehung. Dies bedeutet, Supervenience ist keine metaphysisch tiefe Relation, sondern eine Art von phänomenologischer Relation, welche Muster von Manifestationen möglicher tiefer liegender Eigenschaften und deren Ko-Variationen als Abhängigkeitsverhältnisse beschreibt (vgl. Kim 1998b, 14). Als ontologisches Schema dient dabei ein mehrschichtiges Modell der Welt, in dem die Mikroeigenschaften zu den Makroeigenschaften in einer Supervenience-Relation stehen und das Mind-Body Problem als Problem des Verhältnisses zwischen Eigenschaften auf höheren und niedrigeren Ebenen situierbar macht.

Die Ansicht der Funktionalisten, dass mentale Eigenschaften durch physikalische Eigenschaften realisiert werden, setzt die Supervenience-These voraus und erklärt die Relation zwischen Mind und Body dadurch, dass mentale Eigenschaften supervenient auf physikalische sind, weil sie funktionale Eigenschaften höherer Ordnung sind und einen physikalischen Realisator besitzen (Kim 1998b, 24).

Das physikalische Realisationsprinzip des Funktionalismus kann also Mind-Body Supervenience erklären, und es scheint zielführend, die Arten mentaler Eigenschaften im Sinne funktionaler Eigenschaften extrinsisch und relational zu rekonstruieren, und damit die Vorarbeit für eine funktionale Beschreibung zu leisten, welche lokale und systemspezifische Reduktionen ermöglichen sollten.

Die Diskussion über die Reduzierbarkeit mentaler Phänomene stellt sich in diesem Zusammenhang neu; sie wird, nicht wie die klassische Nagel-Reduktion eine Suche nach „bridge-laws“, sondern zur Frage, ob alle mentalen Phänomene in geeigneter Form funktionalisiert werden können.

3.2.8.: Reduktionismus und Supervenience-Physikalismus – ein Dilemma:

Ontologischer Physikalismus ist seit der Mind-Body Identitätstheorie so etwas wie der Ausgangspunkt in der Philosophy of Mind. Er vertritt die Ansicht, dass es keine anderen konkreten Existenzen gibt als materielle Partikel und deren Aggregate (vgl. Kim 1998a, 211). Wir haben bereits verschiedene Positionen betrachtet, von denen nicht alle diese physikalische Intuition teilen. Doch wenn man vom ontologischen Physikalismus ausgeht, dann gibt es auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen mentalen und physikalischen Eigenschaften zwei Antworttendenzen.

Reduktiver Physikalismus nimmt die Position ein, nach der mentale Eigenschaften auf die physikalischen reduzierbar sind und sich herausstellen wird, dass sie nichts Anderes als physikalische Eigenschaften sind. Wie wir am Zerfall des Type-Physikalismus gesehen haben, ist diese klassische Form der Reduktion in größeren Schwierigkeiten. Dagegen hat sich ein non-reduktiver Physikalismus einflussreich positioniert und die Ansicht vertreten, dass mentale Eigenschaften zusammen mit allen Eigenschaften höherer Ordnung, eine autonome Domäne darstellen, die sich einer Reduktion auf das Physikalische widersetzen. Das ist eine Kombination aus ontologischem Physikalismus und Eigenschafts-Dualismus, die heute dominanteste Strömung in der Philosophy of Mind und eine wichtige philosophische Grundlage für die „cognitive science“ (Kim 1998a, 212). Doch warum hat sich diese Position durchgesetzt, wo liegen die Schwierigkeiten einer Reduktion des Mentalen auf das Physische, und gibt es eine andere Konzeption von Reduktion, welche die Arten von Eigenschaften höherer Ordnung in den Wissenschaften und die Arten mentaler Eigenschaften einfangen kann?

Die klassische Variante von Reduktion wurde von Ernest Nagel für die Relation von zwei wissenschaftlichen Theorien formuliert, der Reduktions- und der Basistheorie. Durch deduktive Absorption der zu reduzierenden Zieltheorie durch die breitere Basistheorie und durch die Formulierung von „bridge-laws“, zusätzlichen Prinzipien, welche die Ausdrücke der beiden Theorien miteinander verbinden, soll eine ontologische Simplifizierung durch die Reduzierung der unabhängigen Annahmen über die Welt erreicht werden (vgl. Kim 1998a, 215). Das Nagel-Modell der Reduktion handelt sich jedoch entscheidende Schwierigkeiten bei diesen Brücken-Prinzipien ein. Die Frage der Reduzierbarkeit mentaler Phänomene läuft darauf hinaus, ob psychophysische Gesetze gefunden werden können, die adäquat genug sind, als Brücken-Prinzipien zu dienen. Diese Prinzipien müssen bikonditional sein und für jeden mentalen Zustand eine notwendig damit einhergehende physikalische Charakteristik spezifizieren. Die Erwägungen der multiplen Realisierbarkeit mentaler Phänomene sprechen klar dagegen. Weiters bestünde trotz Brücken-Prinzipien Erklärungsbedarf, warum diese Korrelationen überhaupt bestehen, diese liegt aber im Kern der Frage nach Mentalität. Außerdem ist es fraglich, ob die Simplizität nicht eine illusorische ist, denn die zusätzlichen Brücken-Prinzipien kommen zu den Basistheorien hinzu und erweitern die Sprache und die Ausdrücke der Basistheorie entsprechend. Doch über all dem steht die Überlegung, dass das Nagel-Modell der Reduktion mit Formen des Dualismus und Epiphänomenalismus vereinbar ist, weil diese die Reduktion von Psychologie auf Physik nicht ausschließen (vgl. Kim 1998a, 97). Mit dem funktionalen Modell von Reduktion kommt ein neues Modell ins Spiel, nach dem die Brücken-Prinzipien als Identitäten aufgefasst werden können, damit durch die Reduktion tatsächlich ontologische Simplifizierung erreicht wird:

”To reduce a property M to a domain of base properties, we must first “prime” M for reduction by construing, or reconstruing, it relationally or extrinsically. This turns M into a relational/extrinsic property. For functional reduction we construe M as a second-order property defined by its causal role – that is, by a causal specification H describing its (typical) causes and effects” (Kim 1998b, 98).

Wenn nun M die Eigenschaft ist, eine Eigenschaft zu haben, die die kausalen Spezifikationen H erfüllt und es stellt sich heraus, P ist diese Eigenschaft, dann begründet das die Identifikation von M mit P. M ist dann die Eigenschaft, P zu haben. Da die Funktionalisierung über die kausalen Spezifikationen definiert ist, variiert die Relation, welche diese bestimmten kausalen Spezifikationen trifft, von Welt zu Welt. Sie wird kontingent, sie könnte also anders sein, wenn andere Naturgesetze vorherrschen würden. Doch das steht der Reduktion nicht im Weg, der entscheidende Schritt ist die Funktionalisierung der Eigenschaften. Um z.B. die Transparenz von Wasser durch die mikrophysischen Fakten zu erklären, muss man zuerst die Eigenschaft funktional verstehen; also etwa als eine Substanz, die Lichtstrahlen intakt hindurch lässt; dann scheint der mikrophysischen Erklärung, warum H₂O-Moleküle diese Eigenschaften haben, nichts im Wege zu stehen. Genau das passiert in den Wissenschaften, Eigenschaften werden als funktionale Eigenschaften zweiter Ordnung konstruiert, und daher scheint es, wenn die funktionale Konzeption des Mentalen richtig ist, dass Mind-Body Reduktion möglich ist (Kim 1998b, 101).

Die Frage im Mind-Body Problem ist die, ob das Mentale zu dieser für eine Reduktion nötigen Funktionalisierung zugänglich ist. Oder widerstrebt das Mentale einer relationalen oder extrinsischen Funktionalisierung und damit der Reduzierbarkeit? Kim sieht wesentliche Schwierigkeiten mit Qualia, den phänomenalen Eigenschaften, denn sie können als intrinsische Eigenschaften nicht relational rekonstruiert werden, und

sieht im Grunde genommen keinen Ausweg aus dem Qualia-Argument gegen den Funktionalismus. Intentionalität scheint für Kim, trotz der Gegenargumente von Searle und Putnam, einer Funktionalisierung nicht im Wege zu stehen. Beide Themen werden uns im nächsten Abschnitt wieder begegnen, wenn es um „consciousness“ und „mental content“ geht, doch hier ist eine wichtige Konsequenz der Reduktion des Mentalen auf das Physische bereits voll entfaltet: Der Reduktionismus gerät in die Gefahr, die phänomenalen Qualitäten zu verlieren, also gerade das, was das Mentale ausmacht.

Ein nicht-reduktiver Physikalismus, der auch Supervenience-Physikalismus genannt werden könnte, wandelt die anti-reduktionistische Behauptung in eine positive Formulierung um, indem er sich auf ein mehrschichtiges Modell, auf eine Hierarchie von Eigenschaften beruft, auf deren höheren Ebenen jeweils neue, für diese jeweiligen Ebenen charakteristische Eigenschaften auftreten, die nicht auf die Mikroeigenschaften reduziert werden können, sondern supervenient sind. Im Sinne von „keine psychologische Differenz ohne physikalische Differenz“ sind diese nach der Supervenience-These abhängig von oder determiniert durch die Mikroeigenschaften, besitzen jedoch eigenständige Qualitäten.

Emergentismus hat als erste Position einen solchen Standpunkt vertreten, was das „multi-layered-model“ der Welt und was Supervenience, mit ihrer physikalischen Grundierung ohne Reduktionismus, betrifft (vgl. Kim 1998a, 227 f.). Indem ontologischer Physikalismus mit dem Konzept der Eigenschafts-Emergenz und Unreduzierbarkeit verbunden wird, können die emergenten Eigenschaften höherer Ordnung ein Eigenleben führen. Emergentismus und jede Form von nicht-reduktivem Physikalismus haben aber genau an diesem Punkt eine wichtige Frage zu klären: Wie können diese Phänomene höherer Ordnung die Mikro-Phänomene, von denen sie abhängig sind, beeinflussen? Dies ist das Problem der „downward-causation“ (vgl. Kim 1998a, 229).

Die Motivation für non-reduktiven Physikalismus stammt aus dem Umstand, dass bei der Reduktion die Eigenständigkeit der mentalen Phänomene dadurch untergraben wird, dass diese nur physikalische Phänomene sind. In der Verteidigung der Autonomie des Mentalen insistiert der Non-Reduktionist auf die Realität des Mentalen. Er ist ein mentaler Realist, und alles, was real ist, muss eine kausale Wirkung haben, um Teil der kausalen Struktur der Welt zu sein. Das heißt, mentale Eigenschaften müssen, wenn sie unreduzierbar sind, neue Kausalwirkungen mit sich bringen, die über die physikalischen Zusammenhänge hinausgehen, um real zu sein (vgl. Kim 1998a, 230).

Woher also hat eine mentale Eigenschaft M ihre kausale Wirkung? M, sagen wir Schmerz, verursacht die Einnahme von Schmerzmitteln, ein Fall von mentaler-zu-physikalischer Kausalität. M führt also zu, sagen wir, P*. Nur wird M nicht direkt erzeugt, sondern selbst durch einen physikalischen Realisator P realisiert. Also, was hindert uns zu sagen, dass P* durch P verursacht wird und damit die kausale Rolle von M entleert ist, sodass M keinen Unterschied in der kausalen Struktur der Welt ausmacht, und damit das Mentale seiner Realität beraubt wird?

Die Schlussfolgerung ist zwingend: wenn die physikalischen Prozesse nach der Supervenience-These die mentalen Prozesse vollständig determinieren, dann müssen sie auch die kausalen Fakten fixieren, eingeschlossen denen über die Kausalität des Mentalen. Der Emergentismus sowie jeder non-reduktive Physikalismus bleiben einer unreduzierbaren „downward-causation“ verpflichtet, und das heißt, dass physikalische Prozesse durch nicht-physikalische Eigenschaften beeinflusst werden „müssen“. Damit wird die Geschlossenheit des physikalischen Systems durchbrochen und das ist kein Physikalismus mehr; und schon gar kein überzeugender Realismus des Mentalen.

Während sich „mental causation“ im Reduktionismus als bloße physikalische Kausalität herausstellt, ist sie im non-reduktiven Bezugssystem also unerklärt und mysteriös. Was die phänomenalen, qualitativen Eigenschaften unserer Erfahrungen betrifft, läuft beides auf dasselbe hinaus, sie sind als intrinsische Eigenschaften entweder verloren oder bleiben kausal wirkungslos. Der Physikalismus steuert in ein Dilemma, er muss scheinbar, wie der Epiphänomenalismus es tut, auf die Irrealität des Mentalen schließen.

Doch diese Probleme entstehen aus spezifischen Kontexten, aus denen die Entstehung und Bedeutung des Dilemmas noch verständlicher wird. Diesen Debatten werde ich mich im Folgenden zuwenden.

3.3.: Was eine Mind-Body-Theorie erklären können soll –

Bewusstsein, „mental content“ und „mental causation“:

3.3.1.: Supervenience und Bewusstsein – das Qualia-Problem:

Es scheint auf den ersten Blick, dass uns das Phänomen Bewusstsein - „consciousness“ - so vertraut ist, wie sonst nichts. Es ist selbstverständlich für uns, dass wir wissen, dass wir wach und aufmerksam sind, wir sind uns unserer Gedanken und Intentionen sowie unserer Handlungen bewusst. Das Mysterium um das Bewusstsein scheint einen großen Teil dessen auszumachen, was wir als Mysterium des Geistes ansehen. Mit Kim kann man sagen, dass ein mentaler Zustand dann ein bewusster mentaler Zustand ist, wenn das Subjekt, welches in diesem Zustand ist, sich dessen bewusst ist, in diesem Zustand zu sein (vgl. Kim 1998a, 156). Man kann verschiedene Aspekte unterscheiden. Wenn man in einem bestimmten Zustand ist, dann gibt es ein Gefühl, wie es sich anfühlt, in diesem Zustand zu sein. Diese Sinnesqualität dient als einziges Differenzierungs-Kriterium gegenüber anderen Zuständen und ist damit die Grundlage, Empfindungen zu einer bestimmten Art zuzuordnen. Es sind die bereits vielfach erwähnten Qualia, die phänomenalen Eigenschaften unseres Erlebens. Die intentionalen Eigenschaften des Mentalen, wie Überzeugungen und Intentionen, sind hingegen nicht von solchen phänomenalen Sinnesqualitäten begleitet, doch die Arten mentaler Erscheinungen, welche wir unter den Begriff „Erfahrung“ fassen würden, sind scheinbar durchwegs mit Qualia versetzt.

Ein weiterer Aspekt des Bewusstseins ist der epistemisch einzigartige, direkte Zugang und das private, subjektive Wissen um die eigenen Zustände (vgl. Kim 1998a, 160 ff.). Es gibt zweifellos eine große Kluft oder Asymmetrie zwischen der Perspektive aus erster und dritter Person, die sich in einer gewissen Autorität des privaten Zugangs aus der ersten-Person-Perspektive äußert. Dies kann auch weiter interpretiert werden, dass die Subjektivität des Mentalen, welche durch die erste-Person-Perspektive und den reflexiven Rekurs und die Referenz auf das Selbst zustande kommt, ein zentraler Aspekt des Mentalen ist.

Eine Möglichkeit, Bewusstsein philosophisch aufzufassen, ist, es als eine Art von innerer Aufmerksamkeit zu betrachten, eine Bewusstheit innerer Zustände. Wenn es so etwas, wie einen inneren Monitor gibt, der die Informationsverarbeitung des gesamten Systems beobachtet und die Erfahrungen effizient koordiniert und integriert, dann kann das Bewusstsein prinzipiell funktionalisiert werden. Es sind interessante Fragen, ob es mehrere solcher Zentren geben könnte und worin die Einheit unseres Bewusstseins besteht, und ob es den Physikalismus stürzen würde, wenn die „cognitive science“ keine physiologische Entsprechung eines solchen zentralen Monitors finden würde.

Ist das Bewusstsein auf das Physikalische supervenient und kann es in einer Weise funktionalisiert werden, die Qualia mit den physikalischen Prozessen in eine gesetzmäßige Relation und damit in die Reichweite des Physikalismus bringt? Die Erwägungen involvieren Gedankenexperimente. Es gibt keine konzeptionelle Verbindung zwischen den Sinnesqualitäten und deren Realisatoren. Es wäre denkbar, dass es Welten gibt, die physikalisch exakt gleich sind, jedoch die Erfahrung von Farbeigenschaften komplementär zu unseren Erfahrungen ist. Diese Farb-Inversionen könnten auch in unserer Welt vorkommen, ohne, dass sie sich im Verhalten niederschlagen. Weiters sind Zombie-Welten möglich, also mit „Personen“, die physisch ununterscheidbar sind, die jedoch kein Bewusstsein haben (vgl. Kim 1998a, 170). Normalerweise denkt man nicht über diese Dinge nach, weil wir eben davon ausgehen, dass Sinneserfahrungen auf physikalische Bedingungen supervenient sind. Doch das steht gerade zur Debatte.

Die Vorstellbarkeit dieser Szenarien spricht gegen die Funktionalisierbarkeit von Qualia, denn wenn Qualia intrinsische Eigenschaften sind, dann müssen wir uns bei ihrer Identifizierung auf den privaten Zugang des Subjektes und damit auf verbale Berichte verlassen. Diese Art der Identifikation ist komplett vereinbar mit der Möglichkeit von Farb-Inversionen. Wenn kein anderer Weg gefunden werden kann, dann wird es nicht möglich sein, Qualia relational zu rekonstruieren und damit können sie nicht funktionalisiert werden. Doch nur als funktionalisierte Eigenschaften können sie eine kausale Wirkungskraft besitzen.

Qualia-Supervenience würde also ihre Abhängigkeit auf das Physische sicherstellen, darüber hinaus die Geschlossenheit des physikalischen Systems gewährleisten, sowie für die kausale Relevanz von Qualia sorgen. Ohne Qualia-Supervenience scheint es keine Hoffnung zu geben, für Qualia einen Ort im Kausalnetzwerk der Welt zu finden (vgl. Kim 1998a, 172), da sie als Phänomene außerhalb der physikalischen Domäne aufgefasst werden müssen. Qualia-Supervenience würde uns jedoch nicht verstehen helfen, warum eine bestimmte Relation besteht und warum Qualia überhaupt auf die physikalischen/ biologischen Prozesse supervenient sind (vgl. Kim 1998a, 177). Das bedeutet folglich: Entweder Qualia-Supervenience hält und deren Existenz bleibt ein Mysterium, oder Qualia-Supervenience hält nicht und Qualia haben keine kausale Relevanz.

Die andere Option des Physikalisten sind Formen des Qualia-Nihilismus: Ihnen die Existenz ganz abzusprechen, oder sie als philosophische Erfindung und leere, obskure Konzepte abzutun, oder etwas sanfter, ihnen keine Rolle in der Erklärung von Verhalten zuzuschreiben, was nur deren direkte wissenschaftliche Untersuchung verhindert (vgl. Kim 1998a, 178 f.). Entgegen lässt sich aus unserer Selbstverständlichkeit heraus, dass man zwar nur in sein eigenes Bewusstsein blicken kann, aber dass dort etwas mit diesen qualitativen Charakteristiken ist. Es scheint, dass der Physikalismus in seinen Varianten diese Charakteristiken nicht einfangen kann. Das Qualia-Problem steht daher im Zentrum des physikalistischen Dilemmas.

3.3.2.: „Mental Content“ – wie mentale Zustände zu ihrer Bedeutung kommen:

Warum haben intentionale Zustände Sinn und Bedeutung, wie wird deren Inhalt repräsentiert? Dafür muss es eine Erklärung geben; darin besteht die grundsätzliche Frage nach „mental content“. Intentionale Zustände repräsentieren einen Inhalt – diese Zustände „handeln“ von etwas, das innerhalb oder außerhalb des Organismus liegt und repräsentieren dieses Etwas als so und so seiend; diese Zustände haben eine Bedeutung, einen Sinn. Doch wie kommt es, dass ein vermutlich komplexer neuronaler Zustand einen solchen Sinn transportiert? (vgl. Kim 1998a, 184 f.).

Zwei wichtige Umstände sind mit diesen Fragen verknüpft: Durch Selbstzuschreibung intentionaler Zustände, wie Intentionen, Überzeugungen und Wünsche, erleben wir uns selbst als handelnde Akteure, und durch die Zuschreibung intentionaler Zustände auf andere Personen wird Kommunikation und unser gemeinschaftliches Leben erst möglich. Ohne eine Theorie darüber, wie mentale Inhalte zu ihren Bedeutungen kommen, droht die Un-Verständlichkeit zweier Selbst-Verständlichkeiten unseres alltäglichen Lebens.

Eine Möglichkeit zur Annäherung an intentionale Systeme ist die Sprache, sozusagen über verbale Berichte von Personen. Das erfordert jedoch eine Interpretationstheorie, und deren Interpret ist wieder ein intentionales System, was diesen Ansatz zirkulär werden lässt (vgl. Kim 1998a, 190).

Eine weitere Möglichkeit ist die kausale Annäherung. Nehmen wir an, auf einem anderen Planeten gibt es Frösche, die genauso sind, wie die auf der Erde. Nur anstatt Fliegen zu fressen, ernähren sie sich von fliegenähnlichen Reptilien. Aus der Perspektive der Frösche gibt es keine Differenz zwischen den internen Wahrnehmungszuständen. Die Wahrnehmung eines schwarzen, vorbeifliegenden Punktes verursacht in beiden Fällen dieselbe Reaktion, und obwohl die internen Zustände sich nicht unterscheiden, schreiben wir ihnen einen anderen Inhalt zu. Die Differenzen liegen außerhalb der Frösche, in ihrer Umwelt, ihrem Habitat, in dem eben diese oder jene Beutetiere leben. Danach verursacht die Präsenz von bestimmten Umweltreizen einen bestimmten Zustand, welcher regelmäßig mit der Präsenz dieser Reize auftritt. Das ist der kausal-korrelative Ansatz, welcher gut auf Wahrnehmungszustände passt, in der Anwendung auf intentionale Zustände generell jedoch ein ernstes Problem bekommt. Ist die Tatsache, dass ein Subjekt S eine Überzeugung hat, nur durch die Präsenz von einem Reiz p erklärbar? Wenn p Pferde sind, S von deren Präsenz überzeugt ist, wie könnten wir oder S selbst zwischen der Referenz p (auf Pferd) und q (auf Pferd-DNA) und deren Inhalte unterscheiden, wenn p und q immer zusammen auftreten? (vgl. Kim 1998a, 192).

Das Froschbeispiel deutet darauf hin, dass mentale Inhalte viel damit zu tun haben, was außerhalb des Subjektes passiert. Überzeugungen lassen sich danach unterscheiden, ob sie durch Referenz auf Bedingungen außerhalb des Subjektes – „wide content“ Zustände – oder rein durch Referenz auf das, was innerhalb des Subjektes vorgeht – „narrow content“ Zustände –, individuiert werden (vgl. Kim 1998, 194).

Diese Unterscheidung wurde von Putnam im Anschluss an Twin Earth vorgeschlagen, da sie in der Lage ist, zu erklären, wie es sein kann, dass zwei Subjekte, die physikalisch identisch sind, zwar dieselben „narrow contents“ haben, doch ihre „wide contents“ unterschiedlich sein mögen. Bei der Diskussion von Twin Earth haben wir gesehen, dass die Bedeutung eines Ausdrucks nicht durch den internen Zustand determiniert ist, und dass daher die Extension (Sinn) nicht mit der Intention (Bedeutung) fixiert werden kann. Daher brechen zwei Supervenience-Thesen zusammen: erstens, Bedeutung und Sinn unserer Ausdrücke sind nicht supervenient auf unsere internen psychologischen Zustände, und zweitens, die Inhalte unserer Überzeugungen und anderer intentionaler Zustände sind nicht supervenient auf unsere internen Zustände (vgl. Kim 1998a, 196).

Die meisten unserer intentionalen Zustände, unserer alltäglichen Überzeugungen involvieren daher „wide-content“, sind also größtenteils durch externe Bedingungen, wie die physische und soziale Umwelt, bestimmt. Bedeutungen sind nicht im Kopf, wie es Putnam in „The Meaning of Meaning“ kurz gefasst hat. Mit ihm ist der semantische Externalismus in der Philosophy of Mind groß geworden und im Zusammenhang von „mental content“ zur Kontroverse zwischen Internalismus und Externalismus geführt.

Externalisten bestehen auf eine Abhängigkeitsbeziehung zwischen mentalen Inhalten und externen Faktoren, er wurde neben Putnam vor allem von Burge und Kripke in den 70er Jahren in den Vordergrund der Diskussionen gestellt und vertreten. Mit folgenreichen Auswirkungen auf die Philosophy of Mind, insbesondere auf die Supervenience mentaler Inhalte auf interne Zustände.

Burge veranschaulicht in mehreren Gedankenexperimenten, dass die Individuierung mentaler Zustände in Abhängigkeit von Gegenständen der Umgebung, sozialen Fakten der Sprachgemeinschaft und in der Gemeinschaft akzeptierten Theorien stattfindet. Nehmen wir mit Burge (vgl. Burge 1979) zwei Situationen an, die aktuelle und die kontrafaktische Situation. (1) Fred glaubt, „Arthritis“ bedeutet Knochenentzündung. Wenn er dies zu seinem Doktor sagt, wird er ihm sagen, dass Arthritis eine Gelenkentzündung ist und man sie nur in den Gelenken „haben“ kann. Fred hatte also vorher geglaubt, er hat Arthritis im Knochen, und seine Überzeugung war falsch.

(2) Nichts ist verändert, Fred sagt zu seinem Doktor ebenso, dass er Arthritis in den Knochen hat, nur referiert „Arthritis“ in dieser Sprachgemeinschaft nicht nur Gelenks-, sondern auch auf Knochenentzündung. In dieser Situation liegt Fred richtig, er drückt eine wahre Überzeugung aus. Nun, stellen wir uns weiter vor, wir berichten in unserer Sprache von Fred´s kontrafaktischer Situation. Wir könnten nicht sagen, dass er glaubt, „Arthritis“ zu haben, denn das hat er nach dem Verständnis in unserer Sprachgemeinschaft nicht und seine Überzeugung wäre demnach falsch. Wir müssten einen neuen Ausdruck gebrauchen „Tharthritis“, um beides, die Gelenks- und Knochenentzündung zu bezeichnen, und danach glaubt Fred, dass er Tharthritis hat und seine Überzeugung wäre richtig.

Was dieses Gedankenexperiment zeigt, ist, dass der Inhalt der Überzeugung von der Sprachgemeinschaft und deren Praxis abhängt, in der sich Fred befindet. Als individuelle Person unterscheidet er sich nicht, weder in seinen Sprachgewohnheiten, noch in seiner mentalen Beschaffenheit und trotzdem hat er unterschiedliche Überzeugungen. Dies zeigt, dass Überzeugungen nicht supervenient auf die internen psychologischen Zustände von Personen sind:

“The apparent of the content of beliefs on factors external to the subject can be formulated as a failure of supervenience of belief content upon facts about what is the case within the boundaries of the subject´s body” (Peacocke in Guttenplan 1994, 222).

Der Internalismus besteht im Gegensatz zum Externalismus darauf, dass die Inhalte unserer Einstellungen und Überzeugungen auf eine Art und Weise beschrieben werden können, die ohne Referenz auf externe Faktoren auskommt. Der Internalismus ist also nicht auf die Existenz von Objekten und Eigenschaften in der Welt angewiesen, steht damit aber vor dem Problem, mentale Inhalte ohne Referenz auf externe Gegenstände beschreiben zu müssen und darüber hinaus eine Erklärung anzubieten hat, wie die Relation zwischen internen Repräsentationen und dem, wovon sie handeln, bestimmt werden kann. Ein weiteres Problem ist, wie diese Zustände individuiert werden können, also welche Rolle die Inhalte bei der Differenzierung der mentalen Zustände spielen. Dies ist der Hintergrund der Unterscheidung in Zustände mit „wide content“, und „narrow content“. Der Internalist muss behaupten, dass er alle Zustände, die externe Faktoren involvieren, in Form von „engen“ Zuständen erklären kann, er muss darauf bestehen, dass „narrow content“ allein in der Lage ist, unsere Handlungen zu erklären (Guttenplan in Guttenplan 1994, 290). Dies ist ein zentraler Angriffspunkt der Argumentation von Putnam gegen Kim´s Physikalismus, der an dieser Stelle einen „internal core“ – Zustand annimmt, sowie die Supervenience mentaler Zustände auf interne Zustände verteidigt. Dazu im nächsten Kapitel. Zuerst ist der Externalismus mit einem Problem konfrontiert.

Die internalistische Perspektive baut auf der Intuition auf, dass wir direkten Zugang zu unseren Bewusstseinsinhalten haben, eine Intuition, die an das Denken von Descartes anknüpft und in der Philosophy of Mind als „erste-Person-Perspektive“ verhandelt wird, und die wegen ihrer Unfehlbarkeit mit einer besonderen epistemischen Autorität assoziiert wird – man kann sich nicht irren, dass man etwas glaubt, nur die Überzeugung kann ein Irrtum sein. Mit anderen Worten, von mentalen Zuständen haben wir eine unmittelbare Gewissheit, nicht jedoch von Wissen um Zustände der physischen Welt. Genau hier liegt ein Problem für den Externalismus. Führt die cartesianische Gewissheit über Selbst-Wissen zu einem Internalismus und wie ist im Rahmen des Externalismus Gewissheit über die eigenen mentalen Zustände möglich? Denn Externalismus hat ja zur Folge, dass unser Wissen von unseren eigenen mentalen Zuständen auf externen Faktoren basiert, und das ist unvereinbar mit dem Zugang zu unseren Bewusstseinsinhalten aus erster-Person-Perspektive.

Burge stellt sich diesen zwei Aspekten des Problems im Aufsatz „Individualismus und Selbst-Wissen“ und argumentiert, dass hier nur ein scheinbarer Widerspruch besteht (vgl. Burge in Frank 1993, 683 ff.). Die cartesianische Annahme vom bösen Dämon entspricht der Annahme, dass unsere Gedanken über die Welt falsch sein könnten. Dem widerspricht, dass wir wissen, was wir denken, selbst wenn es falsch sein sollte. Die cartesianische Täuschungssituation, also die zu unserer aktuellen Erfahrung kontrafaktische Situation, in der alle unsere Gedanken falsch wären, setzt voraus, dass die Gedanken dieselben sind wie in der aktuellen Situation. Burge sagt, dass hierbei nur die Bedingungen geändert werden, an denen die Wahrheit der Gedanken gemessen wird, nicht jedoch die Bedingungen, wie diese individuiert werden. Wir wissen also, was für Gedanken wir in der aktuellen Situation haben, wir wissen auch in der kontrafaktischen Situation, was wir für Gedanken hätten, doch wir wüssten in der aktuellen Situation nicht, was wir für Gedanken in der kontrafaktischen Situation hätten.

Kurz: Descartes setzt die Konstanz der Individuierungsbedingungen voraus, Burge zeigt jedoch in seinen Gedankenexperimenten, dass in kontrafaktischen Situationen gerade nicht dieselben Individuierungsbedingungen wie in der aktuellen Situation gelten. Mit anderen Worten: die Individuierung von Gedanken ist stets durch externe Faktoren beeinflusst, die cartesianischen Zweifelsargumente stützen den Internalismus nicht. Den zweiten Aspekt, wie nach dem Externalismus Gewissheit über die eigenen Gedanken möglich ist, beantwortet Burge mit der Ansicht, dass wir die Individuierungsbedingungen nicht kennen müssen, um auf einen Gegenstand zu referieren.

Wir glauben, um auf ein Beispiel von Putnam zurückzugreifen, dass Gold ein Edelmetall ist, ohne die genauen chemischen und atomaren Strukturen zu kennen und ohne echtes von unechtem unterscheiden zu können. Welche Gedanken man hat, ist von den Beziehungen, die man mit seiner Umgebung pflegt, abhängig. Die Beschaffenheit der Umwelt muss man nicht untersuchen, um zu wissen, welches die eigenen Gedanken sind, sondern um Kenntnisse über die Individuierungsbedingungen zu erhalten, welche die Gedanken festlegen (vgl. Burge in Frank 1993, 693). Es gibt keinen Widerspruch zwischen der Individuierung von Gedanken durch externe Faktoren, und der besonderen Autorität der ersten-Person-Perspektive, weil dasjenige, das den Inhalt des Gedankens festlegt, auch festlegt, was der Denkende für die Inhalte hält, und zwar auch dann, wenn sein Wissen unvollständig ist und die Gedanken „ich habe Arthritis“ nicht ganz versteht (vgl. Burge in Frank 1993, 708).

Was hier von besonderem Interesse ist, lässt sich am Umstand zeigen, dass der Externalismus prinzipiell die Funktionalisierung intentionaler Zustände bezweifelt, denn dazu müssten sie internalistisch rekonstruiert werden, und alle müssten als interne Zustände, die externe Faktoren oder Bedingungen involvieren, beschrieben werden. Sie

müssten daher relationale Beschreibungen als zusätzliche Spezifikation beinhalten, welche die „wide-content“ Zustände sozusagen wieder internalisieren. Kim hält eine ähnliche Vorgangsweise für möglich und sieht bei den intentionalen Eigenschaften des Mentalen kein wesentliches Hindernis zur Funktionalisierung, Searle mit seinem Chinese-Room-Argument und Putnam mit seiner Twin Earth sowie Burge folgen dem nicht. Wenn man davon ausgeht, dass unsere psychologischen Zustände „wide content“ haben, dann stellt sich ein gravierendes Problem (vgl. Kim 1998a, 205).

”Thus, that a given intentional state of an organism instantiates a certain semantic property is a relational fact, a fact that essentially involves the organism’s relationship to various external environmental and historical factors. This makes semantic properties relational, or extrinsic, whereas we expect causative properties involved in behaviour production to be non-relational, or intrinsic properties of the organism” (Kim 1998b, 36).

Wir leben in der Annahme, dass die Ursachen unserer Handlungen lokal sind, sprich von innen – durch neuronale Aktivitäten – ausgehen. Das bedeutet, dass die externen Faktoren, die durch die neuronale Aktivität repräsentiert werden, in der Verursachung von Verhalten keine Rolle spielen können. Oder, wir glauben, Verhalten ist auf das Physische supervenient, doch „wide content“ Zustände sind das nicht; daraus folgt, dass „wide content“ irrelevant für die kausale Erklärung physischen Verhaltens ist. Das Problem ist demnach folgendes: Wie können extrinsische, relationale Eigenschaften kausal wirkungsvoll bei der Verhaltenssteuerung sein?

Wie schon zuvor bei Qualia, droht unseren Repräsentationen der externen Welt, auf die wir in all unseren intentionalen Akten referieren, die mentale Irrealität durch kausale Irrelevanz. Das Problem von „mental causation“ bildet auch hier den Hintergrund für diesen Arm des Dilemmas, tatsächlich ist es bei der Annäherung an das Dilemma des Physikalismus ständig präsent. Im Folgenden werde ich mich diesem zentralen Problem, wie ein mentales Ereignis ein physikalisches Ereignis bewirken kann, zuwenden.

3.3.3.: „Mental Causation“ – woher die kausale Relevanz des Mentalen kommt:

Wie ist es für den Geist/das Mind möglich, Kausalkräfte in einer fundamental physikalischen Welt einzubringen? Es gibt triftige Gründe, dass die kausale Potenz des Mentalen gerettet werden muss. Erstens ist die Möglichkeit menschlicher Handlungen – unser Selbstverständnis als Akteure – von der Möglichkeit mentaler Verursachung abhängig, denn das Konzept einer willentlichen Handlung setzt voraus, dass unsere Intentionen, Entscheidungen und Überzeugungen kausale Effekte auf die physische Welt haben, und unsere Bewegungen und Aktionen steuern können. Zweitens, die Möglichkeit von menschlichem Wissen ist an die Realität mentaler Verursachung gebunden, denn Wahrnehmung setzt die kausale Einwirkung von physischen Objekten auf unsere Sinneserfahrungen voraus; logisches Denken erfordert, dass unsere Überzeugungen weitere Überzeugungen bewirken können; Erinnerung setzt eine komplexe, kausale Interaktion zwischen Erfahrungen voraus. Um irgendeine erklärende Rolle zu spielen, muss „mental causation“ einen Unterschied – einen kausalen Unterschied – ausmachen.

”The problem of determinism threatens human agency, and the challenge to scepticism threatens human knowledge. The stakes seem even higher with the problem of mental causation, for this problem threatens to take away both agency and cognition” (Kim 1998b, 32).

An anderer Stelle kommt Kim noch direkter zum Punkt:

„Being real and having causal powers go hand in hand. To deprive the mental of its causal potency is in effect to deprive it of its reality” (Kim 1998a, 130).

Das Problem der „mental causation“ ist also deshalb so zentral, weil es jegliche mentale Eigenschaften betrifft. Ohne die kausale Relevanz des Mentalen wird ein Physikalismus zum Determinismus. Doch wir sind dann nicht nur unseres Willens beraubt, sondern, da jegliche Form von Wissen die kausale Relevanz des Mentalen impliziert, könnten wir das nicht einmal „wissen“.

Descartes hat mit seinem Substanz-Dualismus an der Möglichkeit von „mental causation“ festgehalten, mit der Postulierung des kausalen Interaktionismus zwischen materiellem Körper und immateriellem Geist bleibt es jedoch ein Mysterium, wie das Immaterielle auf das Materielle einwirken kann. Die Geschlossenheit des physikalischen Systems wird klarerweise von jedem Dualismus durchbrochen, etwas, das der physikalistischen Intuition widerspricht, da es keine kausale Relation geben kann, die die Grenze zum Nicht-Physikalischen überschreitet. Die Mind-Body Identitätstheorie und jeder reduktive Type-Physikalismus bestehen selbstverständlich auf die Geschlossenheit des Physikalischen und auf die Tatsache, dass es eine vollständige Theorie der physischen Domäne gibt.

Mentale Phänomene durch Reduktion in die physische Domäne zu bringen, bedeutet, dass sie nichts Anderes als physikalische Phänomene sind. Dem Physischen die primäre Rolle zuzuschreiben, heißt eine Erklärung für „mental causation“ zu haben, sie ist nichts Anderes als physikalische Kausalität, doch dann verliert das Mentale seine Eigenständigkeit. Die Frage ist also, ob es einen Weg gibt, das Mentale nahe genug an das Physikalische heranzubringen, um die Geschlossenheit des physikalischen Systems nicht zu gefährden, und gleichzeitig unreduzierbare mentale Eigenschaften zu erhalten, um die Eigenständigkeit des Mentalen zu gewährleisten (vgl. Kim 1998a, 148).

Um den Konsequenzen des Epiphänomenalismus, der dem Mentalen sowieso die kausale Relevanz abspricht, und des Emergentismus, der das Mentale als Faktum ohne weitere Erklärung ansieht, zu entgehen, scheint ein auf Supervenience aufgebauter nicht-reduktiver, funktionaler Physikalismus vielversprechend zu sein. Denn die Supervenience von mentalen Eigenschaften und deren Realisation durch physikalische Prozesse, stellt erstens durch die Erfüllung der kausalen Rolle eine Erklärung der Relation zwischen dem Mentalen und dem Physischen dar, und die Funktionalisierbarkeit der mentalen Eigenschaften stellt auch deren kausale Relevanz sicher.

Kim formuliert das Supervenience-Argument, welches die Möglichkeit von „mental causation“ ernsthaft in Frage stellt (vgl. Kim 1998b, 38 ff.):

(1) Entweder Mind-Body Supervenience hält, oder nicht. (2) Wenn Mind-Body Supervenience nicht hält, dann ist es nicht möglich „mental causation“ zu verstehen; der Grund hierfür ist, dass die Geschlossenheit des physikalischen Systems durchbrochen wird. (3) Nehmen wir an, ein mentales Ereignis M verursacht ein mentales Ereignis M*. Nun hat nach „2“ M* eine Supervenience-Basis, daher (4) M* hat eine physikalische Supervenience-Basis P*. Nun, warum ist M* aufgetreten? (5) M* ist bei dieser Gelegenheit aufgetreten, a) weil M M* verursacht hat oder b) weil P* aufgetreten ist. Nach der Supervenience-These muss M* eine Basis haben und P* ist diese Basis; das bedeutet, P* ist allein verantwortlich für das Auftreten von M*. (6) M hat M* durch die Verursachung von P* verursacht, so hat M M* bei dieser Gelegenheit verursacht; „6“ nimmt an, dass M P* verursacht, das ist mentale-zu-physikalische Verursachung und diese wird folglich von mentaler-zu-mentaler Verursachung in „1“ vorausgesetzt;

außerdem bedeutet „6“ nach der Supervenience-These (7) M selbst hat eine physikalische Supervenience-Basis P; nun scheinen M und P beide ausreichende Ursachen für das Auftreten von P* zu sein, was zu kausaler Überdetermination von P* führt. Da die Supervenience-Relation keine kausale Relation ist, kann M nicht als kausale Zwischenstufe agieren; daher ist der natürlichste Weg die Situation zu betrachten (8) P hat P* verursacht, M ist auf P und M* auf P* supervenient; das ergibt jedoch folgendes Bild (9) M-zu-M* und M-zu-P* Kausalrelationen sind nur scheinbar, sie entstehen aus der wahren Kausalbeziehung zwischen P und P*.

Daraus folgt das Dilemma (10): Wenn Mind-Body Supervenience nicht hält, dann ist „mental causation“ nicht intellegibel; wenn sie hält, dann ist „mental causation“ wieder nicht intellegibel. Daher ist „mental causation“ nicht intellegibel.

Kim nennt das auch das kausale Exklusionsproblem von „mental causation“, denn wenn M die Ursache von P ist, ist die kausale Geschlossenheit des Physischen durchbrochen; wenn man daher anerkennt, dass P auch eine physikalische Ursache P* haben muss, dann ist P* ausreichend, um P zu erklären, und es stellt sich die Frage, was für M an kausaler Arbeit übrig bleibt. Dass M keine kausale Rolle spielt, bedeutet, dass M als Ursache ausgeschlossen und entleert wird, was die Möglichkeit von „mental causation“ zutiefst unverständlich macht.

Kim wirft die Frage auf, ob das Supervenience-Argument auf alle supervenienten Eigenschaften angewendet werden kann, sodass man sagen müsste, dass alle Eigenschaften höherer Ordnung kausal entleert sind.

Was wird berechtigter Weise zu physikalischen Eigenschaften gezählt? Ist z.B. die Masse von einem Kilogramm eine physikalische Eigenschaft? Die Antwort sollte wohl „ja“ lauten, da es eine Eigenschaft ist, die durch die mikrobasierten Fakten und Relationen konstituiert wird. Ein Kilogramm besitzt schließlich kausale Kräfte, die eine geringere Masse nicht hat. Nach einem solchen Verständnis ist alles, was aus physikalischen Entitäten besteht, physikalisch, jede Eigenschaft, die aus mikrobasierten Eigenschaften der physikalischen Domäne gebildet wird, ist physikalisch und jede Eigenschaft, die als Eigenschaft zweiter Ordnung über physikalische Eigenschaften definiert wird, ist physikalisch (vgl. Kim 1998b, 114 f.). Diese Bedingungen sind sozusagen Bedingungen der kausalen Geschlossenheit des Physischen, die vorausgesetzt sind, sollte an der Möglichkeit einer kompletten physikalischen Beschreibung der Welt festgehalten werden. Es gibt also keine Bedenken der kausalen Irrelevanz bei den Eigenschaften zweiter Ordnung in den speziellen Wissenschaften. Funktionale Eigenschaften bringen, wie wir gesehen haben, keine neuen Kausalkräfte mit, die über die ihrer physikalischen Realisation hinausgehen. Die Kausalwirkungen einer Eigenschaft zweiter Ordnung sind identisch mit den Kausalwirkungen der Realisatoren, der Eigenschaften zweiter Ordnung (vgl. Kim 1998b, 55).

Das heißt, für Eigenschaften, die funktionalisierbar sind, gilt das Supervenience-Argument nicht, und wenn sich herausstellen sollte, dass alle mentalen Eigenschaften funktionalisierbar sind, dann stellt sich das Problem ihrer kausalen Irrelevanz nicht (vgl. Kim 1998b, 116). Diejenigen Eigenschaften, die sich der Funktionalisierung widersetzen, führen zu Schwierigkeiten, wenn wir ihre kausale Relevanz erklären müssen.

Qualia sind als intrinsische Sinnesqualitäten unserer Erfahrungen nicht extrinsisch und relational rekonstruierbar und daher die Kandidaten dafür, in einer funktionalen Reduktion verloren zu gehen. Obwohl Kim bei den intentionalen Eigenschaften des Mentalen keine Schwierigkeiten zur Funktionalisierung sieht, gibt es auch hier zweifelnde Einwände gegen deren Funktionalisierbarkeit.

Wie auch immer, die Probleme mit „mental causation“ liegen tief und der einzige Ansatz, der mit Sicherheit die kausale Wirkungskraft mentaler Eigenschaften sicherstellt, ist der Reduktionismus, nur wozu ist die kausale Relevanz des Mentalen gut, wenn es seine Eigenständigkeit verliert?

3.4.: Das Dilemma des Physikalismus –

zwischen Dualismus, Determinismus und der Irrealität des Mentalen:

Kim's Frage nach dem Ort der Mentalität in einer fundamental physikalischen Welt scheint keine Antwort zu finden. Wie wir in den vorigen Abschnitten gesehen haben, breiten sich verschiedene Optionen aus, die das Dilemma aus verschiedenen Perspektiven entfalten, sodass sich insgesamt die Einschätzung ergibt, dass sich der Physikalismus in ein profundes Dilemma verstrickt. Die bleibenden Optionen sind philosophisch gesehen kaum zufrieden stellend und es scheint vorerst unklar, in welche Richtung es weitergehen kann. Was sind die Optionen?

Die guten Nachrichten zuerst: Wenn alle mentalen Eigenschaften funktionalisiert werden können, dann ist eine allumfassende Mind-Body Reduktion möglich und das löst das Problem von „mental causation“. Nach dieser reduktionistischen Position bringen die mentalen Eigenschaften jedoch keine neuen Kausalkräfte in die Welt, da sich herausstellt, dass sie mit der Kausalwirkung ihrer physikalischen Realisatoren identisch sind. Das kann schon als schlechte Nachricht angesehen werden, doch die wirklich schlechte Nachricht ist, dass manche mentale Eigenschaften, insbesondere die phänomenalen Eigenschaften unserer bewussten Erfahrungen einer solchen Funktionalisierung widerstreben und das bedeutet, dass es keinen Weg zu geben scheint, ihre kausale Relevanz innerhalb eines physikalistischen Bezugssystems zu verstehen und zu erklären.

Wenn nun an der Funktionalisierung der restlichen mentalen Eigenschaften festgehalten wird, dann gibt es einen Punkt der Entscheidung: erstens kann man am Physikalismus festhalten, zumindest soweit, dass die kausale Geschlossenheit des physikalischen Systems nicht durchbrochen ist; zweitens kann man den Physikalismus verwerfen und muss sich mit Formen des Dualismus anzufreunden versuchen, und Substanz-Dualismus ernsthaft erwägen.

Wenn man nun am Physikalismus festhält, dann gibt es erneut einen Punkt der Entscheidung: Entweder man besteht auf Supervenience und Unreduzierbarkeit mentaler Eigenschaften, die wie Qualia unfunktionalisierbar sind - dann muss man deren kausale Irrelevanz akzeptieren; oder man spricht den unreduzierbaren mentalen Eigenschaften die Existenz ganz ab. Das sind Epiphänomenalismus und Eliminativismus; auf beiden Wegen verliert man - weiterhin schlechte Nachrichten -, denn beides läuft letztlich auf dasselbe hinaus: Mentaler Irrealismus – was keine kausale Wirkung besitzt, das kann in der Welt keinen Unterschied machen und dem kann folglich auch keine Realität zukommen.

Daher kann man sich natürlich auch fragen, ob die guten Nachrichten überhaupt solche sind, ob die reduktionistische Variante überhaupt besser ist, denn sie führt ja zur Schlussfolgerung, dass das Mentale keine eigenständige Rolle spielt, da es vollständig vom Physischen absorbiert wird. Auch das kann als mentaler Irrealismus angesehen werden, und es zwingt sich die Überlegung auf, welchen Sinn es macht, „mental causation“ zu retten, wenn man dabei die Mentalität als eigenständige Realität verliert. Kim schreibt über die guten Nachrichten:

"So the only piece of good news may turn into just more bad news. So all roads branching out of physicalism may in the end seem to converge at the same point: the irreality of the mental" (Kim 1998b, 119).

Im vorigen Kapitel habe ich Putnam´s Zitat von Stanley Cavell erwähnt, der geschrieben hat, dass philosophische Fragen nicht beantwortbar seien, doch es gäbe bessere und schlechtere Weisen, darüber nachzudenken.

Möglicherweise verbirgt sich hinter dieser Aussage ein Weg, mit diesem Dilemma umzugehen, vielleicht gibt es andere Fragen und Gedankengänge, welche diesem Dilemma seine Brisanz entziehen.

Im nächsten Kapitel werde ich anfangs Putnam´s Einwänden gegen Kim nachgehen; der einen „near enough“-Physikalismus erhalten wird, und dabei weiter die Frage verfolgen, ob ein Physikalismus vertretbar sein könnte, und was die Optionen im Umgang mit dem Dilemma sind.

Im Besonderen werde ich einer Option nachgehen, die Hilary Putnam in seinen Dewey-Lectures vorgeschlagen hat, nämlich die Annahme aufzugeben, dass es bei der Wahrnehmung eine Schnittstelle zwischen Subjekt und externer Welt gibt.

Bringt das eine Lösung der Probleme von phänomenalen und intentionalen Eigenschaften mit sich, und kann dies die Realität des Mentalen retten und die davon abhängige Möglichkeit, einen Realismus vertreten zu können, erhalten?

4. DIE ANTIREALISTISCHE POSITION DES WISSENSCHAFTLICHEN REALISMUS:

Die Betrachtungen der analytischen Philosophie des Geistes haben gezeigt, dass der Physikalismus in ernste Probleme gerät, wenn er die kausale Relevanz mentaler Phänomene zu erklären versucht. Kim's Dilemma und dessen Ausweglosigkeit zwischen Dualismus, Eliminativismus, Epiphenomenalismus und Reduktionismus vermag zu zeigen, dass es keine Position gibt, welche die Realität des Mentalen sicherstellt. Tatsächlich ist es unklar, wie abseits des Reduktionismus für die kausale Relevanz mentaler Phänomene argumentiert werden kann, doch klar ist, dass deren Realität von den transportierten Möglichkeiten, einen Unterschied in der Welt zu machen, abhängt. Im Kern des Problems des Physikalismus liegt also die Frage, wie mentale Zustände in die kausale Struktur der Welt eingebettet sind und die unbefriedigenden Antworten, welche das Dilemma nahe legt, lassen auf die Irrealität des Mentalen schließen. Wir haben bereits gesehen, dass „Mental Causation“ für die Möglichkeit von Wahrnehmung, Handlung und Wissen vorausgesetzt ist. Denn Wahrnehmung setzt voraus, dass ein Objekt bestimmte Sinneserfahrungen in uns hervorruft, und ohne Wahrnehmung lässt sich schwer argumentieren, wie Wissen möglich ist; willentliche Handlungen setzen voraus, dass unsere Überzeugungen kausal relevant in der Ausführung einer Handlung sind. Bei kausaler Irrelevanz mentaler Phänomene drohen daher Determinismus und Skeptizismus.

Nach einem reduktionistischen Ansatz ist es nur allzu logisch zu behaupten, dass nicht wir als Personen entscheiden, sondern das Gehirn unsere Entscheidungen trifft, der freie Wille entpuppt sich als Illusion und ist voll und ganz determiniert durch die physikalischen Prozesse, die in unserem Gehirn ablaufen (vgl. Roth 2004). Lässt sich diese Schlussfolgerung vermeiden? Bevor ich diese Frage verfolge, möchte ich eine weitere aufwerfen:

Was bedeutet das aus Sicht der Realismusdebatte?

Realismus besteht einerseits in der Annahme der Existenz einer geistunabhängigen Welt, andererseits in der Annahme, dass wir einen epistemischen Zugang zu den Entitäten dieser Welt haben und in der Annahme, dass Wahrheit eine Entsprechungsbeziehung zwischen mentalen Repräsentationen und externen Gegenständen ist.

Das Problem für den Realismus besteht darin, dass die Objekte der Wahrnehmung als mental aufgefasst werden und daher kann es keinen Realismus ohne die Realität mentaler Phänomene geben. Wie sollte sonst eine Übereinstimmung zwischen mentalen Repräsentationen und externen Gegenständen möglich sein und wie ist dann der Zugang zur geistunabhängigen Welt denkbar? Ein wissenschaftlicher Realismus verliert beides und entzieht sich auf diese Art seinen Nährboden.

Die grundlegende Frage ist, ob eine solche scientistische Ansicht philosophisch haltbar ist. Die Antwort muss „nein“ lauten. Das Mentale muss in seiner Eigenständigkeit gerettet werden, denn sonst scheint unser Selbstverständnis als Akteure und als wissende, kognitive Subjekte unterlaufen.

Welche Wege gibt es an diesem Punkt? Kim wird den Physikalismus als „near enough physicalism“¹ erhalten. Putnam sieht den Ausweg darin, dass die Konzeption einer Schnittstelle zwischen Wahrnehmendem und externer Welt aufgegeben werden muss. Im Folgenden werde ich mich zuerst mit Putnam's Abkehr vom Funktionalismus beschäftigen, denn das bildet den Hintergrund für seine Argumente gegen Kim, die ich dann herausarbeiten werde; anschließend folgt die Herausbildung von Putnam's direktem Realismus.

¹ Siehe: Kim, Jaegwon: „Physicalism or Something Near Enough“; Princeton: Princeton Univ. Press, 2005

4.1. Putnam´s Abkehr vom Funktionalismus – die Utopie des Funktionalismus:

Putnam hält seine Geschichte als „Philosopher of Mind“ und seine Gründe, den Funktionalismus vorzuschlagen und ihn später wieder abzulehnen im „Companion to the Philosophy of Mind“ fest (vgl. Guttenplan 1994, S.507 ff.).

Zu Beginn der ersten Hälfte der 60er Jahre hat er in Folge des Arguments der multiplen Realisierbarkeit gegen die Identity-Theory den Funktionalismus als plausible Hypothese vorgeschlagen. Dabei hat er es als faktische Fragen angesehen, ob psychologische Zustände in ihrer Natur wirklich funktionale Zustände sind, und ob ein „automaton“ ein Bewusstsein haben könnte. Das enthielt einen Irrtum, wie er seine Schriften bis zur Mitte der 70er kommentiert: Die Auffassung, dass psychologische Zustände empirisch identisch mit funktionalen Zuständen sind, genauso wie Licht empirisch identisch mit elektromagnetischer Strahlung sei, hat ihn zur Annahme gebracht, dass die noch vage Hypothese dann, wenn die Psychologie weit genug fortgeschritten ist, bestätigt und präzise gemacht werden würde.

Bei der Überlegung, wie die funktionale Beschreibung eines Systems, von dem wir im Gegensatz zu einer Turing Maschine nicht wissen, wie die normale Beschreibung aussehen soll, ist er dann auf ein Problem gestoßen. Entgegen der ursprünglichen Hypothese wurde klar, dass mentale Zustände nicht Zustände einer Turing Maschine sein konnten, da sie nicht die richtigen Eigenschaften besitzen. Folglich ersetzte Putnam den Begriff der „Turing-Machine-Description“ mit dem Begriff einer Beschreibung, welche eine ideale psychologische Theorie liefern wird. Was diese Theorie sein wird, das wird, wie zuvor, das fortgeschrittene Programm der Psychologie in der Zukunft zeigen. Diese Beschreibung müsste für jeden funktionalen Zustand notwendige und hinreichende Bedingungen spezifizieren, was es ausmacht in diesem Zustand zu sein, sodass er sich von allen anderen möglichen funktionalen Zuständen unterscheiden oder individuieren lässt. Putnam kommentiert diese Position äußerst kritisch - als scientistische Utopie:

“Even if we are charitable, we shall have to admit that the “ideal psychological theory” I envisaged in my functionalist papers, the kind of theory that could provide as complete a description of our psychological states as a Turing Machine Table provides of the functional states of a computer, is an utterly Utopian project (and if we are charitable we will simply say it is a “we know not what”).

This sort of utopianism is also an excellent illustration of what is called “scientism”“ (Putnam in Guttenplan 1994, S. 510).

Das Problem mit dieser Ansicht ist nicht der spekulative Gehalt der Hypothese, sondern, dass es komplett unklar bleibt, wie eine normale Form der Beschreibung eines Organismus aussieht. Die Zukunftsaussichten auf eine Aufklärung durch die ausgereifte Psychologie hatten in Putnam´s Denken die Funktion, diesen Aspekt zu verdecken.

Wenn man Putnam´s Schriften zur Philosophy of Language berücksichtigt, dann wird der utopische Charakter des Funktionalismus doppelt offensichtlich. Denn wie Putnam mit Twin Earth und Burge mit ähnlichen Gedankenexperimenten gezeigt haben, ist der Inhalt und die Bedeutung unserer Sprache und unserer Gedanken teilweise von unseren Relationen mit Dingen in unserer Umwelt, andere Menschen eingeschlossen, bestimmt. Diese Position des semantischen Externalismus verteidigt Putnam bis heute. Was dieser Aspekt für den Funktionalismus bedeutet, schildert er in der folgenden Passage:

“But the stipulation that the ideal psychological theory must include, properly speaking, also an ideal sociolinguistic theory makes the idea of such a theory, if possible, even more utopian” (Putnam in Guttenplan 1994, 511).

Weiters stellt die Tatsache, dass eine solche Theorie jede Art von jeder Überzeugung, sogar solche, die noch nicht erfunden wurden, enthalten müsste, lässt den Verdacht noch weiter wachsen, dass eine solche Theorie ein „wir wissen nicht was“ ist.

Putnam hat später keine eigene Position in der Philosophy of Mind formuliert, doch seine Bemerkungen zur Auffassung von Wahrnehmung in den Dewey-Lectures entwerfen einen möglichen Ausweg, der sowohl dem Anspruch von Philosophie als auch dem Common Sense und unseren alltäglichen Praktiken gerecht wird. Seiner Einschätzung nach ist ein Fortschritt in der Realismusdebatte und in der Philosophy of Mind nur dann möglich, wenn die Kausaltheorie der Wahrnehmung und das Bild von Konzeption als Manipulation von Symbolen, welche auf das 17. Jahrhundert zurückgeht, aufgegeben werden.

4.2. Einwände gegen Kim´s Physikalismus – und die Interface-Konzeption der Wahrnehmung:

Putnam´s Auseinandersetzung mit Kim´s Physikalismus ist ein hervorragender Anknüpfungspunkt an das im vorigen Teil skizzierte Dilemma und darüber hinaus ein idealer Einstieg in das spätere Denken Putnam´s. Seiner Einschätzung nach führt die Auffächerung in philosophische Departments und Felder zu einem Verlust des Sinnes für die Zusammenhänge zwischen den thematischen Bereichen und plädiert dafür, dieser Tendenz dadurch entgegenzuwirken, dass die philosophische Herausforderung dort situiert wird, wo sich unsere Konzepte – wie Wahrnehmung, Verstehen, Repräsentation, Verifikation, Wahrheit – überschneiden, und es darum geht, den Zirkel zu studieren, anstatt die Punkte des Zirkels auf einen Punkt zu reduzieren (vgl. Putnam 1999, 69 f.). Der oben dargestellte Zusammenhang, dass der Realismus die Realität des Mentalen voraussetzt, weist auf die enge Parallelität von Philosophy of Mind und der Realismusdebatte hin, unterstreicht folglich die Wichtigkeit der Annäherung an philosophische Fragen aus verschiedenen Blickwinkeln.

Entsprechend seiner Argumentationen gegen den klassischen metaphysischen Realismus lehnt Putnam die erzwungene Wahl zwischen einer metaphysischen Phantasie und einem harten Reduktionismus ab und insistiert darauf, dass wir unsere alltäglich verwendeten Konzepte, welche wir anwenden, um unser Leben führen zu können, nicht aufgeben müssen, wenn wir die metaphysische Fantasie aufgeben und bezieht damit eine pragmatische Perspektive. Mit diesem in den Dewey-Lectures vorgetragenen Blick stellt Putnam in seinen Josiah Royce Lectures die Plausibilität der Probleme in der Philosophy of Mind in Frage und skizziert einen alternativen Weg, der zu einer Überwindung der Oszillation zwischen gegensätzlich-rekurrierenden Positionen sowohl in der Philosophy of Mind, als auch in der Realismusdebatte führen soll.

4.2.1. Epiphänomenalismus oder Reduktionismus – die Plausibilität einer Zombie-Welt:

Putnam verschafft sich Zugang zu Kim´s Dilemma über die Auseinandersetzung mit der Plausibilität einer Zombie-Welt. Den genaueren Kontext bildet eine Argumentation zwischen Kim und Davidson bezüglich der Existenz von psychophysischen Gesetzen. Nach Davidson´s „anomalous monism“ ist ein individuelles mentales Ereignis mit einem individuellen physischen Ereignis identisch, jedoch gibt es nach seiner Position keine

psychophysischen Gesetze, wogegen Kim die Möglichkeit psychophysischer Gesetze verteidigt². Diese Gesetze sind spezies-spezifisch, indem relativ zu einer Spezies ein physikalischer Zustand spezifiziert wird, der notwendig und hinreichend für das Auftreten des psychischen/mentalischen Ereignisses ist. Entsprechend der Argumentation Kim's, welche in das Dilemma des Physikalismus geführt hat, können mentale Eigenschaften dann und nur dann kausale Relevanz besitzen, wenn es solche Gesetze gibt (vgl. Putnam 1999, 74)

Diese Zuspitzung spiegelt die scheinbar zwingende Wahl zwischen Epiphänomenalismus und Reduktionismus – als lebendige Alternativen innerhalb des Dilemmas. So wie Kim Davidson's Position beschreibt, spricht diese mentale Eigenschaften jegliche kausale Relevanz ab. Seine Argumentation ist, dass Davidson folgend jeglicher Kausalrelation, bei der ein mentales Ereignis involviert ist, ein physikalisches Gesetz zugrunde liegt, woraus folgt, dass jedes mentale Ereignis eine physikalische Beschreibung besitzt und Mentalität keinen Einfluss auf das Geschehen im Kausalnetzwerk der Welt ausüben kann. Kim folgert aus diesem Umstand, dass es nach Davidson (sowie allgemein bei kausaler Irrelevanz mentaler Phänomene) der Fall ist, dass sich das Kausalnetzwerk der Welt in keinsten Weise ändern würde, wenn mentale Eigenschaften umverteilt werden würden oder wenn Mentalität komplett aus der Welt geschafft werden würde (vgl. Putnam 1999, 75). Dies ist die logische Konsequenz des Befundes, dass mentale Eigenschaften keinen kausalen Unterschied ausmachen.

Kim schließt, dass nach Davidson mentale Eigenschaften bloße Epiphänomene sind und zieht folgende Konklusion: Entweder Davidson liegt falsch und es gibt psychophysische Gesetze, ansonsten sind mentale Eigenschaften Epiphänomene (vgl. Putnam 1999, 77). Die dritte Alternative, Mentalität in allen Varianten als Illusion abzutun, zieht keiner der beiden, noch Putnam, ernsthaft in Betracht. Dualismus als die vierte Alternative kommt wegen dem damit verbundenen Verstoß gegen physikalische Gesetze sowie der Durchbrechung der kausalen Geschlossenheit der physischen Domäne nicht in Betracht. Kim argumentiert nun, vor die Wahl gestellt zwischen nicht-reduktivem Epiphänomenalismus und reduktivem Physikalismus, für eine Form von Reduktionismus auf Supervenience-Basis, da er nur so die kausale Relevanz mentaler Phänomene sichergestellt sieht.

Putnam formuliert die Bedingung, welche für Kim's Argument ausschlaggebend ist, so: Wenn Davidson's Ansicht korrekt ist, dann würde keine einzige Kausalrelation verändert werden, wenn Mentalität komplett aus der Welt geschafft werden würde und folgert aus ihr ein Szenario, das der Möglichkeit einer Zombie-Welt gleichkommt:

“(AUTOMATA) (assuming that Davidson's views are correct): Even if certain people did not have any mental properties, as long as all their physical properties are the same and their physical environments were the same, the same physical events would happen” (Putnam 1999, 76).

Kim stellt sich also die Frage, ob sich der Körper unseres Zwillings, – mit derselben physischen Struktur in derselben physischen Umwelt – der jedoch keine mentalen Eigenschaften besitzt bzw. kein Bewusstsein hat, exakt gleich verhalten würde, wie wir selbst. Seine Kritik an Davidson besteht darin, dass seine Position die Möglichkeit einer Zombie-Welt wegen der kausalen Irrelevanz mentaler Phänomene impliziert. Dem entgegen führt Kim ins Feld, dass es psychophysische Gesetze geben muss und

² Siehe: “The Myth of Nonreductive Physicalism”, in: Kim, Jaegwon: „Supervenience and Mind“; selected philosophical essays, 1. publ., Cambridge (u.a.): Cambridge Univ. Press, 1993

unterbindet somit den Epiphänomenalismus zugunsten seines hoch entwickelten reduktionistischen Physikalismus.

Seine Strategie folgt der recht einfachen Argumentation, dass (AUTOMATA) irrelevant ist: Mentale Eigenschaften sind per Definition nicht epiphänomenal, denn um das sein zu können, müssten sie in einer möglichen Welt ziemlich anders realisiert werden als in der wirklichen Welt. In unserer Welt sind mentale Eigenschaften jedenfalls physikalische Eigenschaften und damit per se keine Epiphänomene.

Putnam begibt sich nun auf die Suche nach einer Herangehensweise, welche Kim's zwingende Wahl, mentale Eigenschaften entweder als verkleidete physische oder als epiphänomenale Eigenschaften anzusehen, umgeht.

(AUTOMATA) dadurch abzulehnen, dass das Gegenteil (NON-AUTOMATA) angenommen wird, stellt keinen gangbaren Weg dar, denn dies wäre mit: „Wenn bestimmte Menschen keine mentalen Eigenschaften hätten, jedoch alle ihre physikalischen Eigenschaften dieselben sind, sowie die physische Umwelt dieselbe ist, dann würden unterschiedliche Ereignisse stattfinden“ eine Form des Interaktionismus (vgl. Putnam 1999, 78). Dass Dualismus nicht als lebendige Option angesehen wird, hängt mit der oben erwähnten Durchbrechung der physikalischen Domäne zusammen.

4.2.2. Das Argument vom fehlenden Kontext des Dilemmas:

Putnam's Strategie ist, die Intellegibilität der beiden Hörner des Dilemmas in Frage zu stellen. Zunächst hinterfragt er die Plausibilität der reduktionistischen Herangehensweise, indem er (AUTOMATA) zu (SOULLESS) umformuliert: „Bestimmte Menschen haben keine mentalen Eigenschaften, doch alle ihre physischen Eigenschaften sind dieselben, so als ob sie sie hätten, und ihre physischen Umwelten sind dieselben“ (vgl. Putnam 1999, 84). Hieraus zieht er eine interessante Folgerung:

”(INDEPENDENCE): If A and B are two sorts of properties, and B properties are not reducible to any A properties, then B properties are independent of A properties, in the sense that it is logically possible that the A properties should be present without the B properties“ (Putnam 1999, 84).

Wenn dieses Prinzip korrekt und im Fall von physischen und mentalen Eigenschaften anwendbar ist, wie Kim anzunehmen scheint, dann müssen wir uns fragen, warum es nicht vorstellbar sein sollte, dass die einen Eigenschaften ohne die anderen Eigenschaften auftreten können, genauso wie Kim es tut.

Faktisch setzt Kim's Argument und die Annahme von (SOULLESS) die Gültigkeit dieses abstrakten Prinzips voraus, oder genauer gesagt: Die Sinnhaftigkeit von (SOULLESS) hängt von der Vorstellbarkeit von (INDEPENDENCE) ab. Im spezifischen Anwendungsfall bedeutet das, dass es Sinn macht, von Reduzierbarkeit als eine Relation zwischen mentalen und physischen Eigenschaften, welche besteht oder nicht besteht, zu sprechen. Denn das bedeutet anzunehmen, dass wir wissen, wovon wir sprechen und wonach wir suchen, wenn wir fragen, ob ein gewisses mentales Ereignis, z.B. „an Wien zu denken“, reduzierbar auf eine physische Eigenschaft ist, oder nicht.

”But the burden of my own arguments against „identity theories“ (including my own former “functionalism”) is that the notion of identity has not been given any clear sense in this context“ (Putnam 1999, 85).

Es ist nicht angemessen, auf die Reduktion von Licht auf elektromagnetische Strahlung als Beispiel von „Identität“ zu verweisen, denn in diesem Fall ist klar, welches Set an Annahmen und definierten theoretischen Begriffen der Basis- sowie der Reduktionstheorie aufeinander bezogen werden. Zu fragen, ob die Gesetze der „folk psychology“ von funktionalen Eigenschaften, sowie Rechenoperationen ableitbar sind, ergibt keinen Sinn. Vor allem aufgrund des Umstandes, dass der Formalismus des Programms entscheidenden Einfluss auf den Begriff der Eigenschaft einer Rechenoperation ausübt. Mentale Eigenschaften sind nicht nur multipel realisierbar, sondern können auch durch eine Vielzahl an Programmen verwirklicht werden und es ist unrealistisch, anzunehmen, für einen intentionalen Zustand, wie eine bestimmte Überzeugung, eine notwendige und hinreichende Bedingung im Sinn von Rechenoperationen und physischen Umständen für das Auftreten dieses Zustandes in allen Situationen, finden zu können (vgl. Putnam in McCormick 1996, 21).

4.2.3. Kontext-sensitive Semantik, Wittgenstein´s Einfluss und semantischer Externalismus:

Putnam zeigt also, dass Kim´s Zuspitzung auf die Wahl zwischen Epiphänomenalismus und Reduktionismus die Sinnhaftigkeit unserer Rede von Identität und Reduzierbarkeit impliziert, und weiters stillschweigend vorgibt, dass wir genau wissen, wovon wir sprechen. Nur wissen wir es nicht, denn nach der utopischen Charakterisierung des Funktionalismus ist es etwas, worauf wir auf die Aufklärung durch die sich programmatisch herausbildende ideale psychologische Theorie warten müssen. Es ist kein Wunder, dass die Überlegung einer Zombie-Welt vor diesem bereits abgesteckten Hintergrund Sinn ergibt, denn, so könnte man folgende Aussage von Putnam in Anlehnung an einen bedeutenden Sprachphilosophen auffassen: Dieser Sinn ist Teil des Sprachspiels:

“What I want to bring into focus now and the rest of these lectures is the way in which different philosophical pictures of how language functions and what meanings are (or, better, what knowledge of meanings consists in) will affect our attitudes toward just every philosophical debate“ (Putnam 1999, 87).

Tatsächlich spielt Wittgenstein eine entscheidende Rolle in Putnam´s späterem Denken. Das Argument gegen Kim – vom fehlenden Kontext der Zombie-Welt-Annahme – kann dies veranschaulichen. Putnam verneint parallel zu einer kontext-sensitiven Semantik die Annahme der klassischen Semantik, dass Wörter Bedeutung „haben“. Eher besitzen Wörter und damit die Inhalte einer Aussage ihre Bedeutung nur in dem Kontext, in dem sie gesprochen werden. Der Satz „Da ist eine Menge Kaffee auf dem Tisch“ ist in seinem Gehalt nicht determiniert, denn er kann als Aufforderung, den Kaffee auszuschenken, oder sich selbst zu bedienen aufgefasst werden, genauso wie es möglich ist, dass Kaffee auf dem Tisch verschüttet wurde und dieser aufgewischt werden soll, oder, dass Kaffeebohnen in Säcken gestapelt wurden, die zum Abtransport gedacht sind. Ohne konkrete Sprachakte in einem bestimmten Kontext sind Sätze ohne definitive Bedeutung. Diese Überlegung ist deshalb relevant, weil mit ihr gezeigt werden kann, dass Kim´s Szenario keinen konkreten Kontext angeben kann, welcher aber im Blick auf das Funktionieren unserer Sprache vorausgesetzt werden muss, um bestimmen zu können, was es für (SOULLESS) heißt, wahr zu sein. Nun kann es natürlich Kontexte geben, in denen das Szenario verständlich gemacht werden kann (Wittgenstein stellt sich etwas Ähnliches vor) doch das bedeutet nicht, dass dem, auch wenn der Inhalt der Aussage klar ist, irgendeine Relevanz für die Diskussion um „mental causation“ zukommt.

Aus Perspektive des semantischen Externalismus werden sich noch schwerwiegendere Probleme für Kim´s Physikalismus diagnostizieren lassen, denn er argumentiert dafür, dass die internen Zustände die gesamte Kausalkraft bezüglich des Verhaltens besitzen. Da er gleichzeitig einräumt, dass Faktoren, die in der Umwelt des Handelnden liegen, das Verhalten mitbestimmen, geht er den Weg, diese auf interne Zustände zurückzuführen und über einen „internal core“, in dem die externen Relationen zusammenlaufen, zu erklären. Putnam hält fest, dass Kim´s Annäherung über „narrow content“, ganz wie Burke gegen den Internalismus argumentiert, davon abhängt zu zeigen, wie Überzeugungen ohne Verweis auf externe Faktoren erklärt werden können. Doch zuerst: Warum scheint dieses Bild von internen Repräsentationen so plausibel?

4.2.4. Philosophy of Mind und das Erbe religiöser Denkweisen:

Kim´s Bild ist dasselbe, welches Putnam im Funktionalismus hatte, und dieses dominiert die Philosophy of Mind wie kein anderes. Putnam nennt es „Cartesianism cum Materialism“, danach wird das Mentale als innerer Effekt äußerer Zustände aufgefasst, ein Bild, das eine von religiösen Vorstellungen beeinflusste Intellegibilität besitzt. Wie kommt es, dass es uns selbstverständlich erscheint, psychologische Zustände als intern aufzufassen? Putnam´s Analyse wird darin bestehen, dass bestimmte philosophische Probleme in der Philosophy of Mind nur deshalb Sinn ergeben, weil sie eine Tradition religiöser Denkweisen beerben.

“What I am interested in is the relation between the existence of religious ways of life that include talk of “souls“, “survival“ etc. and the compelling illusion that certain philosophical “hypotheses” make clear sense” (Putnam 1999, 94)

Putnam argumentiert, dass die griechischen Denkweisen der Antike und deren Einfluss auf die monotheistischen Religionen, die Intellegibilität philosophischer Hypothesen nicht stützen können. Er sieht die Positionen- und Debattenlage in der Philosophy of Mind als Resultat dieses „Bildes“:

“(…) I believe the widespread – indeed the almost universal – acceptance of dualism, interactionism, occasionalism, epiphenomenalism, and reductionism as intelligible alternatives, indeed as the intelligible alternatives in this area of philosophy in the modern period has much to do with the fact that the picture of our minds as being somehow in our “souls” rather than our bodies was already in place” (Putnam 1999, 95)

Die Intellegibilität der Überlegungen im vorigen Abschnitt können also teilweise dem Erbe religiöser Mythen zugeschrieben werden, denn wenn Kim in einer Tradition, in der es gängig ist, mentale Eigenschaften in einer immateriellen Seele zu lokalisieren, zur Überlegung auffordert, was passieren würde, wenn die Seele abwesend wäre, dann ist das scheinbar sinnvoll und intellegibel.

4.2.5. Die Unnötigkeit der Interface-Konzeption der Wahrnehmung:

Die dominanteste Position in der angloamerikanischen Philosophie des Geistes ist also jene, die Putnam „Cartesianism cum Materialism“ nennt; er bezieht sich dabei auf die auf Descartes zurückgehende Ansicht des Mentalen als eine Art innere Leinwand, in

Kombination mit einem Materialismus, sowie einer kausalen Theorie der Wahrnehmung. Tatsächlich transportiert die dominierende Epistemologie seit dem 17. Jahrhundert dieses Bild, denn die Unterscheidung in primäre und sekundäre Qualitäten zementiert die Denkweise, nach der die Objekte der Wahrnehmung als mentale Phänomene und diese als geistige Repräsentationen physischer Objekte angesehen wurden. Die Konzeption einer inneren Leinwand macht es, wie wir im Umfeld der Realismusdebatte gesehen haben, unmöglich zu sehen, wie die Referenz auf die externe Welt möglich sein sollte. Dies ist der Hintergrund für Putnam, die in der „inner-theatre-conception“ angenommene Schnittstelle zwischen Wahrnehmendem und externer Welt aufzugeben.

Putnam's direkter Realismus, dessen Herausbildung Thema des nächsten Abschnittes sein wird, ist nicht als Theorie der Wahrnehmung zu betrachten, sondern als Verweigerung des erklärenden Wertes interner Repräsentationen sowie als Verweigerung der Notwendigkeit, interne Repräsentationen bei Wahrnehmung und Denken zu postulieren (vgl. Putnam 1999, 101). Ohne Aufgabe der „interface“-Konzeption der Wahrnehmung sieht Putnam keinen Weg, Fortschritte in der Philosophy of Mind möglich zu erzielen, wie er schreibt:

“On the traditional conception, what we are cognitively related to in perception is not people and furniture and landscapes but representations. These “inner representations” are supposed to be related to the people and furniture and landscapes we ordinarily claim to see and touch and hear, etc., only as inner effects to external causes; and how they manage to determinately represent anything remains mysterious in spite of hundreds of years of valiant attempts by both “realists” and “antirealists” to clear up the “mystery” (...) I believe that it is only by giving up this picture of perception as mediated by a set of “representations” in an inner theatre that we will ever be able to escape from the endless recycling of positions that do not work in the philosophy of mind (...)” (Putnam 1999, 102).

Kim argumentiert aus Perspektive dieser so genannten traditionellen Konzeption der Wahrnehmung und daher setzen seine Argumente für Supervenience die Konzeption des Mentalen als innere Leinwand voraus.

Im traditionellen Sinn von psychophysischer Korrelation findet nur dann ein mentales Ereignis statt, wenn ein physisches Ereignis zur selben Zeit auftritt. Kim räumt hierbei jedoch ein, dass diese Ereignisse anhand von Konzepten beschrieben werden, die im strengen Sinn nicht „intern“ sind. Die Bedeutung unserer Wörter hängt nicht nur davon ab, was in unseren Köpfen passiert, sondern zu einem großen Teil hängen sie von Charakteristiken unserer Umwelt ab. Kim's Supervenience-These muss also auf die speziell internen psychologischen Zustände beschränkt werden, ein Umstand, der ihn dazu bringt, die nicht-internen Zustände als über den psychologischen Raum hinausgehend zu beschreiben (vgl. Putnam 1999, 104). Dieses Bild transportiert die cartesianische innere Leinwand, und Kim argumentiert entsprechend weiter, dass der interne Zustand zu wissen, dass z.B. das Drehen des Schalters dazu führt, dass der Herd angeht, die kausal-erklärende Rolle für die Ausführung der Handlung spielt und daher muss nur erklärt werden, warum die Person den Schalter betätigt hat. Danach ist die psychologische Arbeit dann erledigt, wenn die grundlegende körperliche Handlung erklärt wurde.

Kim's Argumentation läuft auf Folgendes hinaus: Wenn ein nicht-interner Zustand in die Erklärung des Verhaltens einfließt, dann lässt sich ein interner Kernzustand – ein „internal core state“ – lokalisieren, der die erklärende Rolle des nicht-internen Zustandes übernimmt.

4.2.6. Das Problem mit „narrow content“ und wieder das Funktionalismus-Problem:

Kim behauptet also, dass dieser interne Kernzustand die gesamte Kausalkraft für die willentliche Ausführung von grundlegenden körperlichen Bewegungen besitzt, und folgert, dass der relevante interne Zustand im Fall des Herdes „die Überzeugung haben, dass den Schalter zu betätigen den Herd einschaltet“ ist, also eine Überzeugung mit einem bestimmten „narrow content“ darstellt (vgl. Putnam 1999, 106). Kim will nun zeigen, dass dieser „narrow content“ mit einem einzigen internen Zustand identifiziert werden kann. Wie plausibel ist das? Mit Verweis auf die Kontextabhängigkeit unserer Sprache kann man mit Putnam sagen:

“But the knowledge (or, as Kim would have it, the “belief”) that turning the knob will make the fire go on will cause quite different behaviour under other circumstances, e.g. refraining from turning the knob, saying to a child “don’t touch that knob”, etc. Is there any reason at all to believe that there is a common psychological event in the brain that happens in all of these cases?” (Putnam 1999, 107).

Kim’s interner Kernzustand muss die hinreichende Ursache für die Ausführung des Verhaltens sein, und zwar in allen denkbaren Situationen, in denen diese Überzeugung eine Rolle spielt.

Im Zusammenhang von Supervenience besteht Kim darauf, dass jeder nicht-interne Zustand, wie „an Wien zu denken“ in einen – den kausal relevanten – internen Zustand und eine Gruppe von externen Relationen zerlegt werden kann; Supervenience gilt dann für den internen Teil des im Gesamten nicht-internen Zustandes. Da Supervenience mit dem Kürzel „kein psychologischer Unterschied ohne physischen Unterschied“ umschrieben werden kann, ist Kim auf diesen Kurs festgeschrieben.

Putnam analysiert die Position jedoch genauer und konzentriert sich auf die Auffassung von Überzeugungen als Zustände mit einer bestimmten kausal-erklärenden Rolle, und auf die Auffassung, dass es für jeden dieser Zustände einen korrespondierenden physischen Zustand mit derselben kausal-erklärenden Rolle geben muss.

Dies entspricht der funktionalistischen Auffassung, nach der ein bestimmter psychologischer Zustand durch eine bestimmte physische Bedingung realisiert wird, und zwar in jedem der Fälle, in dem sich der Organismus in besagtem Zustand befindet. Wie können wir von dieser kausal-erklärenden Rolle wissen? Durch eine psychologische Theorie, welche diese Rolle implizit definiert und welche psychologische Bedingungen als theoretische Entitäten behandelt, die mit physischen Bedingungen identifiziert werden können. Eine Überzeugung als Zustand aufzufassen, als Teil einer wissenschaftlichen Theorie, bedeutet, dass deren Bedeutung durch die Theorie postuliert wird und erfüllt die Funktion, eine interne Bedingung für diese Überzeugung auszuzeichnen (vgl. Putnam 1999, 114). Putnam stellt beides in Frage: Überzeugungen als Zustände anzusehen und sie als intern aufzufassen.

Seine Strategie besteht darin, zu zeigen, dass diese Auffassungen zentral für Kim’s Supervenience sind, jedoch nicht damit übereinstimmen können, wie Überzeugungen voneinander differenziert, oder individuiert werden.

Wie werden Überzeugungen individuiert? Allgemein muss festgehalten werden, dass die Sprache eine entscheidende Rolle bei der Differenzierung von Überzeugungen spielt, und dass die meisten Überzeugungen überhaupt erst durch Sprache möglich werden. Am Beispiel der Überzeugung „es gibt Kirchen in Wien“ wird deutlich, dass eine ganze Gruppe oder ein Netzwerk an Überzeugungen – z.B. die Überzeugung, dass Wien eine

Stadt ist, Überzeugungen, was Städte und was Kirchen sind – zugeschrieben werden muss, damit es sinnvoll ist, die Überzeugung „es gibt Kirchen in Wien“ jemandem zuzuschreiben. Wie schon angesprochen, hängt der Inhalt einer Aussage vom Kontext ab, in dem die Aussage gemacht wird. Ähnlich dazu bestimmen wir den Inhalt einer Überzeugung dadurch, was jemand sonst bereit ist zu sagen. Kurz: Die Differenzierung von Überzeugungen ist holistisch; Überzeugungen sind mit anderen Überzeugungen verwoben und hängen von ihnen ab.

Wenn wir nun jemanden fragen, „ob es Kirchen in Wien gibt“, und angenommen diese Person antwortet mit „ja“, dann können wir nur dann sagen, dass diese Person überzeugt ist, dass es Kirchen in Wien gibt, wenn wir wissen, dass sie mit Wien „Wien“ und mit Kirche „Kirche“ meint. Eine Überzeugung mit diesem Inhalt zu „haben“ muss also intern mit dem Besitz von Konzepten verbunden sein – den Konzepten „Wien“ und „Kirche“ usw. Putnam wirft hier jene Frage auf, welche für sein Denken der Anfang vom Ende seines Funktionalismus darstellte:

“So if “believing that there are churches in Vienna” is a functional state, it must be a state that is internally related to the possession of these concepts. But is the possession of concepts a functional state?” (Putnam 1999, 118).

4.2.7. Semantischer Externalismus und warum psychologische Zustände nicht nur interne Zustände sein können:

Die Frage, wie Überzeugungen differenziert oder individuiert werden, hat eine nahe Verwandtschaft zur Frage, wie die Inhalte und Bedeutungen unserer Wörter und Sätze individuiert werden. Dem semantischen Externalismus zufolge ist der Inhalt von Sätzen mindestens teilweise abhängig von der Referenz im bestimmten Kontext, und diese Referenz hängt von Faktoren ab, die sich extern, außerhalb des Sprechers befinden. Kim´s Programm, die Psychologie auf interne Zustände und grundlegende körperliche Bewegungen einzuschränken – seine „narrow content“ Annäherung – ist in seinem Kern davon abhängig, dass Überzeugungen individuiert werden können, ohne auf externe Faktoren Bezug zu nehmen (vgl. Putnam 1999, 120).

Kehren wir zurück zum Beispiel des Drückens eines Schalters. Kim behauptet, dass die Arbeit der Psychologie erledigt ist, wenn sie die grundsätzliche körperliche Bewegung erklärt hat, in dem Fall das Drücken des Schalters. Doch wie plausibel ist es, solche Bewegungen als interne Zustände aufzufassen, wenn die Möglichkeit, den Schalter zu betätigen davon abhängt, dass ein Schalter vorhanden ist. Einen Schalter zu drücken ist eine extern charakterisierte Handlung und keine grundsätzliche Körperbewegung. Um das zu sehen, muss man sich nur vor Augen führen, dass erstens die Bewegung auch dann auftreten kann, wenn etwas Anderes oder nichts gedrückt wird, und zweitens gibt es eine Menge an unterschiedlichen Körperbewegungen, durch die der Schalter gedrückt werden kann (vgl. Putnam 1999, 127).

Worauf Putnam hinaus will, ist zu zeigen, dass Kim´s Beispiel einer einfachen Körperbewegung in diesem Kontext nur einen scheinbar klaren Sinn hat, denn Kim´s Sinn verlangt danach, dass diese Körperbewegungen nichts außer dem Organismus selbst involvieren, doch der Schalter befindet sich außerhalb des Organismus. In diesem Sinn kann man sagen, dass Kim seinen Begriffen keine eindeutige Bedeutung gegeben hat. Mit dieser Argumentation stellt Putnam also die Sinnhaftigkeit von Kim´s These der psychophysischen Korrelation in Frage. Er verwirft die These nicht, sondern verweigert die Idee, dass die Frage nach psychophysischer Korrelation Sinn ergibt.

Zusammenfassend schreibt er:

“I have argued that our psychological characteristics are, as a rule, individuated in ways that are context sensitive and extremely complex, involving external factors (the nature of the objects we perceive, think about and act on), social factors, and the projections we find it natural and unnatural to make, Kim is, of course aware of these difficulties, and the paper I have criticized today was a heroic attempt to save the traditional view of what the problem is by arguing that hidden inside our externalistically (and holistically) individuated psychological states are other, “core”, states that are properly internal, as in the “inner theatre” model of the mind. And if Kim could not save that view, I am sure no other philosopher has a chance!” (Putnam 1999, 132).

4.2.8. Bewusstsein und Qualia - Probleme als Folge der Interface-Konzeption:

Bisher war besonders von Mentalität im Sinne der intentionalen Eigenschaften die Rede, was ist mit den phänomenalen, qualitativen Eigenschaften?

Nach Putnam gibt es neben dem Einfluss religiöser Denkweisen einen zweiten Einfluss, warum es gängig ist, Sinneserfahrungen und phänomenale Erlebnisse als interne Repräsentationen anzusehen. Es ist das Argument vom höchsten gemeinsamen Faktor, welches behauptet: wenn wir dieselbe Erfahrung in zwei Situationen machen, dann muss diesen Situationen etwas gemeinsam sein, und dieses Etwas kann nicht extern liegen; man kann es interne Repräsentation, Erscheinung, oder Sinnesdatum nennen (vgl. Putnam 1999, 129).

Putnam hält dagegen, dass wir höchstens sagen können, dass wir etwas Bestimmtes gesehen haben oder dass wir glaubten dieses bestimmte Etwas gesehen zu haben, doch man ist nicht in der Position zu behaupten, dass es in beiden Fällen ein Objekt gibt, das anwesend ist. Wenn es einen gemeinsamen Faktor gäbe, dann wäre der interne phänomenale Zustand „esse est percipi“, in dem Sinn, dass zu glauben in einem bestimmten Zustand zu sein, bedeutet in dem Zustand zu sein.

Das Argument baut auf folgendem Prinzip auf: Wenn dem Subjekt zwei Situationen identisch erscheinen, dann muss das Subjekt im selben phänomenalen Zustand sein. Um das Argument zu entkräften, müsste man zwei interne phänomenale Zustände finden, die gleich erscheinen, es jedoch nicht sind (vgl. Putnam 1999, 130 f.).

An einem Gedankenexperiment von Parikh lässt sich das demonstrieren: Wenn man 100 Karten (C 1-100) mit Farbe bemalt, die erste mit weißer Farbe, die zweite mit Farbe aus demselben Farbtopf, dem jedoch zuvor ein Tropfen roter Farbe beigemischt wurde, usw. Beim Herzeigen dieser Karten wird das Subjekt die erste Karte nicht von der zweiten unterscheiden können, sehr wohl jedoch von der zwanzigsten. Das heißt, es muss einen gemeinsamen Faktor zwischen C1 und C2 geben, nennen wir diesen „Quale“ Q1/2. Ähnlicherweise wird auch C2 und die C3 nicht voneinander unterscheidbar sein, diese teilen Q2/3. Nun hat eine Karte, C2, zwei unterschiedliche subjektive Farben, Q1/2 und Q2/3, doch das widerspricht klarerweise der Anforderung, dass ein Objekt eine subjektive Farbe besitzt.

Das Problem ist, dass Ununterscheidbarkeit in der Erfahrung keine transitive Relation ist, sehr wohl jedoch „im selben Zustand zu sein“. Das zeigt, dass phänomenale Zustände nicht dem Prinzip des höchsten gemeinsamen Faktors gehorchen können, und daher muss das Argument falsch sein. Es kann also entsprechend den externalistischen Einwänden gegen den Funktionalismus keine interne Bedingung geben, die notwendig und hinreichend für das Auftreten eines phänomenalen Zustandes wäre, genauso wenig wie dies für intentionale Zustände der Fall ist.

Denn, so argumentiert Putnam, jede Theorie über Qualia muss die Tatsache erklären können, dass wir uns ihrer bewusst sind, Qualia also entsprechend dem Konzept „Bewusstsein“ gedanklich verfügbar sind. Wie könnte diese Reduktion verlaufen, ohne die Reduktion von intentionalen Eigenschaften mit einzuschließen; diese sind jedoch aus externalistischen Gründen nicht reduzierbar (vgl. Putnam 1999, 36),

Putnam versteht „Mind“ – das Bewusstsein – in Anlehnung an Dewey nicht als interne Leinwand mentaler Repräsentationen, und diese schon gar nicht als passive Vortäuschungen eines Objektes, das wir „Mind“ nennen, sondern:

“Mind is not talk about a immaterial part of us but rather a way of describing the exercise of certain abilities we possess, abilities that supervene upon the activities of our brains and upon all our various transactions with the environment but that do not have to be reductively explained (...)” (Putnam 1999, 37 f.).

“The view I have long defended is that mind is not a thing; talk of our minds is talk of our world-involving capabilities that we have and activities that we engage in” (Putnam 1999, 169 f.).

Putnam sieht vor diesem Hintergrund im Problem der Reduktion von Qualia nur eine weitere Episode der Konzeption der Schnittstelle zwischen Wahrnehmendem und externer Welt, denn nach ihr müssen Qualia in zwei Teile zerlegt werden: In Relationen zwischen dem Geist und Qualia, und in Relationen zwischen Qualia und den externen Gegenständen (vgl. Putnam 1999, 170).

Wie schon angesprochen: Nur wenn diese Konzeption aufgegeben wird, so argumentiert Putnam, dann ist es möglich, die Oszillation zwischen rekurrierenden Positionen in der Philosophy of Mind, aber auch in der Realismusdebatte überwunden werden. Diese Überlegungen, die in der Gegenüberstellung der Bilder von Wahrnehmung schon angeklungen sind, und die für Putnam dazu führen werden, seinen internen Realismus zugunsten eines direkten Realismus zu verwerfen, werden mich jetzt ausführlicher beschäftigen.

4.3. Die Antinomie des Realismus –

und die Überwindung durch direkten Realismus:

Putnam's Anliegen in den Dewey-Lectures ist es, das Phänomen, das er „recoil“ – Herumspringen – nennt, zu überwinden. Damit meint er die Tatsache, dass es seit dem 17. Jahrhundert eine Oszillation zwischen gleichermaßen unhaltbaren philosophischen Positionen stattgefunden hat, und die Philosophie dazu gebracht hat, scheinbar endlos von Position zu Position zu springen (vgl. Putnam 1999, 3). Im Umfeld der Philosophy of Mind hat er die dominante Konzeption der Wahrnehmung als „innere Leinwand“ für dieses Phänomen verantwortlich gemacht und wir haben bereits auf die Bewegung hin zu einem direkten Realismus hingewiesen, welcher auf die Unnötigkeit der Annahme einer Schnittstelle zwischen Wahrnehmendem und externer Welt verweist.

Im Umfeld der Realismusdebatte argumentiert Putnam auf derselben Linie, und verfolgt schon wie zuvor das Ziel, einen „Common Sense Realismus“ zu erhalten, der unserem Sinn dafür gerecht wird, dass unsere Behauptungen und unser Wissen einer Realität verantwortlich sind, ohne dabei in metaphysische Phantasien, noch in einen unverantwortlichen Relativismus „zurückzuspringen“ (vgl. Putnam 1999, 4 f.). Die Vermeidung des metaphysischen Realismus ist eines der wichtigsten Motive in Putnam's Philosophie (vgl.

Conant&Zeglen 2002, 89), das ihn Ende der 80er Jahre zu seinem internen Realismus geführt hat, wie bereits dargestellt.

Seine weitere Entwicklung ist stark beeinflusst von pragmatischen Denkern, besonders von James und Dewey, doch auch von Wittgenstein; sie involviert auch einen kritischen Blick auf sein eigenes Denken. Er schreibt:

“Over the course of the past fifteen years I have come increasingly to appreciate the degree to which our present view of what the live philosophical alternatives are depends precisely on a very broad, if vague, consensus on the nature of perception“ (Putnam 1999, 12).

Die grundlegende Fragestellung in der Sprachphilosophie ist: Wie bezieht sich unsere Sprache auf die Welt? Die Frage, ob unsere Gedanken und Wörter mit der Realität verbunden sind, ist jedoch eine Abwandlung der Frage, wie sich die Wahrnehmung auf die Welt beziehen kann. Genau dies ist seit dem 17. Jahrhundert zunehmend problematisiert worden. Mit der Unterscheidung zwischen primären und sekundären Qualitäten wurde die Idee, dass unsere kognitiven Fähigkeiten nicht bis zu den Objekten vordringen können und, dass es eine Schnittstelle zwischen Wahrnehmung und externer Welt geben muss, zur Selbstverständlichkeit. Putnam verortet genau da, im Anschluss an McDowell³, die Wurzel allen Übels und verwirft diese Vorstellung zugunsten der Ansicht, dass Wahrnehmung ein Erspüren von Aspekten der Realität „dort draußen“ ist und keine bloße Vortäuschung der Subjektivität einer Person durch diese Aspekte (vgl. Putnam 1999, 10).

4.3.1. Putnam´s kritischer Blick auf seine Denkentwicklung:

Im Blick auf sein eigenes Denken schildert er, dass ihm die enge Verbindung seiner Schriften aus den 70er mit dem Thema der Wahrnehmung und den damit verbundenen Annahmen bezüglich der Kräfte des Geistes nicht ganz bewusst war. Mit seinem modell-theoretischem Argument hatte er gezeigt, dass die Referenz der Ausdrücke auf die externe Welt immer unterbestimmt bleibt. Putnam schreibt:

“A world that interprets our words for us, (...) is a magical world, a fantasy world. I could not see the fantasy even made sense, but at that point I also did not see how reference was possible unless the fantasy made sense. Hence my feeling that I was confronted by a genuine antinomy. My early formulations of internal realism were an unsatisfactory attempt to resolve that antinomy“ (Putnam 1999, 17).

Putnam hat in dieser Zeit gegen Dummett die Ansicht vertreten, dass Wahrheit mit der rationalen Annehmbarkeit unter ausreichend guten epistemischen Bedingungen zusammenfällt. Doch wenn Referenz auf die externe Welt nicht ohne Postulat einer Form von Magie möglich ist, dann besteht dasselbe Problem in Bezug auf unseren Zugang zu den „ausreichend guten epistemischen Bedingungen“ – in Folge daraus, dass dieser Begriff die „Welt“ involviert.

“(...) but the conception of an epistemic situation was, at bottom, just the traditional epistemological one. My picture still retained the basic premise of an interface between the “knower” and everything outside” (Putnam 1999, 18).

³ Siehe: McDowell, John: “Mind and world”; Cambridge, Mass. (u.a.): Harvard Univ. Press, 1994.

Putnam räumt darüber hinaus ein, dass sein Bild von Mentalität in diesem Sinne dem gängigen „Cartesianism cum Materialism“ entsprach, welches das Mentale als inneren Effekt äußerer Zustände ansieht. Das „interface“ wird dabei bewahrt und gleichzeitig mit etwas im Gehirn identifiziert; die Rede von „mentalenen Repräsentationen“ in der „cognitive science“ entspricht genau dieser Konzeption (vgl. Putnam 1999, 45).

Auf die Frage, ob Putnam nach Ablehnung des Bildes eines „interface“, das dem internen Realismus inhärent ist, noch ein interner Realist ist, gibt es nach Putnam keine schlüssige Antwort. Der interne Realismus war ein moderater Verifikationismus, der in der Ablehnung folgender traditionellen realistischen Annahmen bestand: (1) einer festgelegten Totalität aller Objekte, (2) einer festgelegten Totalität aller Eigenschaften, (3) einer Trennungslinie zwischen der Entdeckung und Projektion von Eigenschaften in der Welt bzw. auf die Welt, und (4) einer festgelegten Korrespondenz, nach der die Wahrheit definiert wird. Putnam hat diese Annahmen als nicht intellegibel abgelehnt und tut dies noch immer, doch nun würde er für diese Schlussfolgerung anders argumentieren. In einer Fußnote schreibt er:

“So whether I am still, to some extent, an internal realist is, I guess, as unclear as how much I was including under that unhappy label” (Putnam 1999, 183).

Putnam´s Argumentation als interner Realist war, dass innerhalb einer Theorie die Referenz unserer Ausdrücke und Wörter nicht mehr problematisch ist, und dies transportiert das Problem des Realismus, wie die Referenz auf externe Dinge möglich ist und verdeckt so die Konzeption einer Schnittstelle zwischen Wahrnehmendem und externer Welt.

Eine Alternative muss nach Putnam genau dieses Bild untergraben und so argumentiert er für einen direkten Realismus – ein Bestehen darauf, dass externe Dinge erfahren werden können.

4.3.2. Vom internen zum direkten Realismus:

Ein direkter Realismus zeichnet sich dadurch aus, zu sagen, dass wir z.B. visuelle Erfahrungen nicht wahrnehmen, sondern dass wir visuelle Erfahrungen haben. Putnam verfeinert diese Ansicht zu einem, wie er ihn nennt, natürlichen Realismus, welcher parallel zu James auf den „natürlichen Realismus des normalen Menschen“ besteht und im Sinne Putnam´s darauf insistiert, dass die Objekte der Wahrnehmung Aspekte der externen Realität sind und dass Wahrnehmung ein erfolgreiches Erspüren von solchen Aspekten dieser externen Realität ist (vgl. Putnam 1999, 10).

Entlang der Linie von Putnam´s früherer Kritik am metaphysischen Realismus, sieht er das Kernelement der metaphysischen Fantasie in der Annahme, dass es eine Totalität an Universalien, an Objekten und Eigenschaften, gibt, welche ein für alle mal festgelegt sind, und dass jede mögliche Bedeutung unserer Wörter einem dieser Universalien entspricht. Wittgenstein hat darauf hingewiesen, dass es Wörter gibt – z.B. „Spiel“ –, welche wir problemlos verwenden können, sich jedoch nicht eine Eigenschaft angeben lässt, welche allen „Spielen“ gemeinsam ist. Ein reflektierter Blick auf die menschliche Erfahrung legt daher nahe, dass weder die Form unseres Wissen, noch dessen Art und Weise, wie es der Realität gerecht wird, ein für alle mal festgelegt ist. Die Quantenmechanik ist ein beispielhafter Bereich, in dem die Entwicklung des Wissens zu einem Wandel unserer Auffassungen geführt hat, was als mögliches Objekt und als mögliche Eigenschaft gilt, sowie was eine mögliche Behauptung ausmacht. In Anlehnung an den Pragmatismus von James hält Putnam fest: Der entscheidende Punkt ist zu erkennen, dass Beschreibung

niemals interesselos sein kann und niemals ein bloßer Kopiervorgang ist, sondern dass wir die Art und Weise, wie Sprache der Realität gerecht werden kann, ständig erweitern (vgl. Putnam 1999, 9).

Hier tritt ein zentraler Aspekt in Putnam's Argumentation für einen direkten Realismus zutage. Schon im Anschluss an das modelltheoretische Argument hat Putnam dafür argumentiert, dass das Verstehen unserer Sprache die Bewältigung des Sprachgebrauchs bedeutet, sodass er eine Antwort auf die Frage „wie lässt sich eine Interpretation als die einzig richtige auszeichnen?“, so formuliert hat: Entweder der Gebrauch unserer Sprache legt die Interpretation fest, oder nichts kann es tun. Gewandelt hat sich nicht so sehr die Formulierung, sondern vielmehr die Bedeutung der Wörter bzw. der Geisteszustand, in dem sie ausgesprochen werden. Er hat eine kognitiv-wissenschaftliche Auffassung des Begriffs im Auge gehabt,

“But later I came to see that there is another, fundamentally different way to conceive of “use”. On this alternative picture (which I have argued elsewhere⁴, was that of the later Wittgenstein) the use of words in a language game cannot, in most cases, be described without deploying the vocabulary of that game or a vocabulary internally related to the vocabulary of that game” (Putnam 1999, 14).

Putnam findet in Wittgenstein Überlegungen, die sich gegen die „interface“-Konzeption richten und in der Lage sind, den Common Sense Realismus zu bewahren. Am Beispiel der berühmten Zeichnung, welche entweder als Ente oder als Hase erkannt werden kann, lässt sich erkennen, dass mentale Bilder nicht wie physische Bilder sind. Es ist ein Bild, das beides sein kann, weder kann man sagen, dass es eine Zeichnung eines Hasen, noch die einer Ente sei, doch als mentales Bild erkennt man es entweder als Hase oder als Ente, sodass man sagen kann, dass mentale Bilder nicht wie physische Bilder uneindeutig sein können. Wittgenstein weist nach Putnam darauf hin, dass in ein mentales Bild keine Interpretation hineingelesen werden muss, sei es eine Erinnerung, oder ein Gedanke. Vielmehr wird das mentale Bild zu einem Vehikel unseres Denkens, wir müssen es nicht übersetzen in einen Code, sondern wir nehmen seine Bedeutung unmittelbar wahr. Ganz ähnlich argumentiert der von Putnam interpretierte Wittgenstein in Bezug auf die Rolle von Wörtern und Sätzen in unserem Denken. Putnam grenzt sich vom Rorty's Relativismus ab, für den Wörter nur Zeichen und Geräusche sind, in die deren Bedeutung erst hineininterpretiert werden muss, und argumentiert – Wittgensteins Philosophische Untersuchungen⁵ zitierend:

“When we know and use a language well, when it becomes the vehicle of our own thinking and not something we have to mentally translate into some more familiar language (...).

When we hear a sentence in a language we understand, we do not associate a sense with a sign design; we perceive the sense in the sign design. Sentences that I think, and even sentences that I hear or read, simply do refer to whatever they are about – not because the “marks and noises” that I see and hear (...) intrinsically have the meanings they have but because the sentence in use is not just a bunch of “marks and noises” (Putnam 1999, 46).

⁴ Siehe: Putnam, Hilary: “Renewing Philosophy”; Cambridge, Mass. (u.a.): Harvard Univ. Press; 1992.

⁵ Siehe: Wittgenstein, Ludwig : „Philosophische Untersuchungen“; 1. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977.

Man kann sagen, dass es dem späteren Putnam darum geht zu zeigen, dass wir im Gebrauch unserer Sprache eine kognitive Relation zur Welt herstellen, Referenz und Bedeutung vermischen sich in unseren Praktiken.

An einem weiteren Beispiel von Wittgenstein, „an seinen Bruder in Amerika zu denken“, veranschaulicht Putnam, dass die Aussage „mein Bruder hat ein Konzert in New York“ nichts mit Annehmbarkeitsbedingungen oder mit Verifizierbarkeit zu tun hat, sondern damit, dass wir über Dinge reden können, die jetzt nicht hier sind. Das ist eine Art unseres Sprachgebrauchs, und dient lediglich dazu zu erzählen, was sein Bruder in New York macht. Unsere Sprache ist Teil unserer kognitiven Fähigkeiten, und ebenso ein Mittel zur Erweiterung der Erfahrungen, die wir machen können. Putnam schreibt:

“(…) one must not make the mistake of supposing that language is merely a “code”, that we use to transcribe thoughts we could perfectly well have without the “code”. This is a mistake, not because the simplest thought is altered (...) by being expressed in language but because language alters the range of experiences we can have“ (Putnam 1999, 48).

Dieser so aufgefasste Begriff von “Gebrauch” deutet ein stark pragmatisches Element an, welches nicht nur die Kontext- und Interessensabhängigkeit von Bedeutung und Wissen, sondern auch der kulturellen und sozialen Einflüsse unserer selbstverständlichen Praktiken gerecht zu werden versucht. Im Element der Wandelbarkeit transportiert Putnam die Möglichkeit der Weiterentwicklung unserer Praktiken, ohne diese und unseren Sprachgebrauch in seiner alltäglichen Gültigkeit und philosophischen Bedeutung für unser Leben auszuklammern.

Putnam formuliert hier ein Bild einer Philosophie, welche sich nicht von metaphysischen Spekulationen oder scientistischen Beschreibungen der Welt beirren lässt, sondern die eine philosophische Perspektive auf die Praktiken unserer Alltagswelt zulässt, welche für unser Leben unverzichtbar sind, und es ermöglicht, oder uns gar verpflichtet, unsere Lebensweisen gegenüber der Vernunft und gegenüber der Gemeinschaft recht zu fertigen. Putnam etabliert schließlich eine Philosophie, die entlang der Verwerfung der Fact-Value-Dichotomy einen philosophischen Standpunkt in Fragen der Ethik einnehmen kann und die Philosophie als Erkundung der Erfahrung unserer Alltagswelt, nicht als „master science“, auffasst. (vgl. Conant&Zeglen 2002, 3 f.)

4.3.3. Direkter Realismus und Wahrheit:

Nachdem Putnam seinen moderaten Verifikationismus des internen Realismus in Frage gestellt hat, was ist seine gewandelte Auffassung des Wahrheitsbegriffs? Im Anschluss an die obigen Überlegungen, findet Putnam erneut einen Weg bei Wittgenstein, Dummett´s Antirealismus zu entkräften.

Nach Dummett´s Position⁶ ist Wahrheit entweder einfach der Zustand, verifiziert zu sein, oder Wahrheit transzendiert das, was ein Sprecher verifizieren kann. Wenn Wahrheit transzendent ist, dann ist es keine Eigenschaft, welche ein Sprecher erkennen kann. Dummett sagt damit: Wenn Wahrheit nicht verifizierbar ist, dann können wir unser Verständnis des Begriffs nicht erklären (vgl. Putnam 1999, 49). Für Dummett ist es entscheidend, dass unser Verständnis eines Satzes davon abhängt, zu erkennen, wie er verifiziert werden kann. Als wahr gilt, wovon der Sprecher versteht, was es für den Satz heißt, verifiziert zu sein. Diese Eigenschaft, verifiziert zu sein, ist jedoch etwas, das

⁶ Siehe: Dummett, Michael A. E: “The Logical Basis of Metaphysics”; Cambridge, Mass. (u.a.): Harvard Univ. Press, 1991.

besagtem Satz und seiner Negation nicht zukommen könnte, also nicht wie Wahrheit, eine Eigenschaft, die dem Satz oder seiner Negation zukommen muss, unabhängig davon, ob wir dies erkennen können – das ist zumindest das Postulat der „two-valued logic“. Dummett wird so zur Behauptung getrieben, dass Wahrheit eine nutzlose Abstraktion ist und die moderne Logik überarbeitet werden muss (vgl. Putnam 1999, 51).

Andere Philosophen – wie Carnap und Ayer - beziehen eine deflationistische Perspektive, indem sie sagen, dass Wahrheit keine substantielle Eigenschaft ist, sie geben jedoch nicht die Ansicht auf, dass ein Satz oder seine Negation wahr sein muss. Dem Deflationismus folgend haben wir jedoch keine Grundlage zu sagen, was einen wahren von einem falschen Satz unterscheidet, und so ist es auch unmöglich, die Realität von vergangenen Ereignissen anzuerkennen, außer zu sagen „es ist oder es ist nicht passiert“. Dies ist eine direkte Folge des Verifikationismus in den beiden Theorien, weder Dummett noch die Deflationisten können die gewöhnliche Art und Weise, in der Aussagen über vergangene Ereignisse wahr sind, erklären.

Ein metaphysischer Realist sieht Wahrheit im Gegensatz zum Deflationist als substantielle Eigenschaft – als eine Eigenschaft, die über den Inhalt einer Behauptung hinausgeht und angesichts derer die Behauptung wahr ist. Das zwingt ihn, zu postulieren, dass es dieselbe Sache ist, die wir sagen, wann immer wir eine Wahrheitsbehauptung machen, und diese wird allen Sätzen zugeschrieben, die wahr sind. Der metaphysische Realist sieht nicht, was nach Putnam die Alternative ist, dass empirische Aussagen bereits Behauptungen über die Welt enthalten, ob wir nun „ist wahr“ hinzufügen, oder nicht.

Nach dem Deflationismus ist dagegen die Annahme „p“ dasselbe wie die Annahme „es ist wahr, dass p“, und dies ist ein Element des Deflationismus, das wir nicht verwerfen sollten. Richtig daran ist weiters, dass wir keine metaphysische Idee einer substantiellen Eigenschaft benötigen, um zu erkennen, dass die Wahrheit von Aussagen über die Vergangenheit davon abhängt, wie die Dinge damals waren. Doch diese Wahrheiten kann der Deflationismus nicht unterbringen.

Verifikationismus liegt in der Ansicht richtig, dass die Intellegibilität eines großen Teils unserer wissenschaftlichen Aussagen davon abhängt, dass es Methoden und Instrumente der Verifikation gibt, tatsächlich verweben sich die wissenschaftliche Sprache und die Erweiterung der Beobachtungsfähigkeiten von wissenschaftlichen Instrumenten zu einer Praxis. Doch Verifikationismus verfehlt die Tatsache, dass die Bedeutung von Aussagen sich nicht mit der Veränderung der Methoden der Verifikation ändern. Am Beispiel „Dinge, die zu klein sind, um mit dem freien Auge gesehen zu werden“ zeigt Putnam, dass Dummett´s Ansicht impliziert, dass sich die Bedeutung der Ausdrücke mit der Erfindung des Mikroskops verändern. Er kann jedoch nicht behaupten, dass sich die Bedeutung unserer Wörter verändern, wann immer eine neue Methode der Verifikation akzeptiert wurde, denn dann wäre die Unterscheidung zwischen der Änderung unserer Überzeugungen und der Änderung der Bedeutung unserer Wörter verwischt, und schließlich ist für jede Überzeugung irgendeine Methode der Verifikation nötig.

Nun, wie fasst Putnam den Wahrheitsbegriff auf?

“The essential point Wittgenstein makes in PI §136 is that we do not recognize that something is a proposition by seeing that it “fits” the concept “truth”, where truth is conceived of as a freestanding property” (Putnam 1999, 67).

Wahrheit kommt Sätzen nicht als freischwebende Eigenschaft zu. Der Satz, dass ein Satz wahr oder falsch sein kann, sagt nicht mehr aus, als dass wir „wahr“ und „falsch“ nur dem, was wir „Satz“ nennen, zuschreiben; was ein Satz ist, wird einerseits durch die Regeln der Satzbildung und andererseits durch die Verwendung der Zeichen in einem bestimmten Sprachspiel bestimmt. Der Gebrauch der Wörter „wahr“ und „falsch“ mag zu den konstituierenden Bestandteilen des Sprachspiels gehören, dann gehören sie zwar zum Konzept eines Satzes, „erfüllen“ dieses jedoch nicht.

“The notion of truth and the notion of a proposition mesh together like a pair of gears in a machine; neither is the foundation on which the other rests. Our understanding of what truth comes to, in any particular case (and it can come to very different things), is given by our understanding of the proposition, and that is dependent on our mastery of “the language-game”, by which Wittgenstein means here “the whole, consisting of language and the actions into which it is woven” (Putnam 1999, 67).

Zu wissen, was Wahrheit in einem bestimmten Fall heißt, bedeutet den Gebrauch der Zeichen im Sprachspiel zu kennen – genauso wie die Regeln des Schachs zum Wissen um das Schach-Matt gehören.

Wahrheit kann in unterschiedlichen Situationen und Kontexten zu unterschiedlichen Dingen kommen, doch sie ist derart verwoben mit diesen, dass sie sich nicht unabhängig von unseren Praktiken im konkreten Kontext auffassen lässt. Wir können Wahrheit daher je nach Situation unterschiedlich verstehen und es gibt Diskrepanzen bezüglich dessen, welches Verständnis in welcher Situation berechtigt ist. Relativistische Argumente zielen darauf ab, dass diese Auffassungen auseinander fallen und nichts miteinander zu tun haben können. Dagegen kann man im Sinne der obigen Überlegungen einwenden, dass Wahrheit ein „Tool“ ist, mit dem sich vieles machen lässt – und es nicht nur die klassische ja/nein- und schwarz-weiß-Situation, sondern auch farbige Umstände gibt – und dass es entscheidend ist, alle Möglichkeiten, wie sich Wahrheit zur Realität verhalten kann, zu berücksichtigen.

Anstatt nach einer freischwebenden Eigenschaft „Wahrheit“ zu suchen, in der Hoffnung, dass wir dann wissen, was diese Eigenschaft ist und wie sie mit der Realität korrespondiert, ist es zielführender, auf ethische, religiöse, mathematische Redeweisen, sowie auf Redeweisen, die unklar scheinen, doch im Kontext völlig klar sind, zu blicken und deren Unterschiede zu analysieren – die Unterschiede, durch die diese Diskurse funktionieren – und die unterschiedlichen Weisen, wie sich diese zur Realität verhalten (vgl. Putnam 1999, 68).

Putnam findet also bei Wittgenstein einen Weg, den Wahrheitsbegriff so aufzufassen, dass er die Einsichten des Verifikationismus und des Deflationismus erhält, nicht jedoch deren Irrtümer, und so, dass der „Common Sense“ Realismus bewahrt werden kann, ohne Elemente metaphysischer Fantasien in sich aufzunehmen.

“Part of what I have been trying to show in these lectures is that what we recognize as the face of meaning is, in a number of fundamentally important cases, also the face of our natural cognitive relations to the world (...) even though it is also the case that as language extends those natural cognitive relations to the world, it also transforms them” (Putnam 1999, 69).

4.4. Die soziokulturelle Wende in der analytischen Sprachphilosophie:

In seinen Dewey-Lectures überdenkt Putnam seine eigene Denkentwicklung und konfrontiert sich mit den Gründen, die ihn zur vormaligen Ansicht einer einzigen, unüberwindbaren Antinomie des Realismus geführt haben. In Distanz zur Realismus-Anti-Realismus-Debatte lässt sich erkennen, dass die Wurzel der Problematik im cartesianischen Bild in Kombination mit einem ontologischen Physikalismus liegt, nach dem Wahrnehmung in der kausalen Relation zwischen externen Gegenständen und mentalen Repräsentationen besteht, und damit die „interface“-Konzeption der Wahrnehmung als Verlängerung der Epistemologie des 17. Jahrhunderts transportiert. Diese dominante Haltung nennt Putnam „Cartesianism cum Materialism“, nach ihr sind interne Repräsentationen identisch mit Gehirnzuständen und ähneln den externen Gegenständen, sodass das „Mind“ von den internen Repräsentationen darauf schließt, wie die Dinge in der Welt sind.

Die Problematik liegt parallel zur Kritik des metaphysischen Realismus darin, dass es nicht erklärbar ist, wie die Referenz auf externe Gegenstände möglich ist, wenn wir nur interne Repräsentationen „erfahren“, dies jedoch die Behauptung der Erkennbarkeit einer geistunabhängigen Welt unterläuft.

Putnam hatte zu der Zeit, als er den Funktionalismus vertreten hat, ebenso dieses Bild vor Augen, auch in seinem späteren internen Realismus konnte er sich dessen nicht entledigen, denn da er vor dem Hintergrund der konzeptuellen Relativität einen Wahrheitsbegriff formuliert hat, der an ideale epistemische Bedingungen geknüpft ist. Dieses Bild transportierte die „interface“-Konzeption auf verdeckte Weise – denn wie können wir auf ideale epistemische Bedingungen referieren?

Putnam's Ziel ist die Verteidigung eines Common Sense Realismus, und er sieht im eben skizzierten Bild den Grund für die Oszillation zwischen unbefriedigenden Theorien und Positionen sowohl in der Philosophy of Mind, als auch in der Realismusdebatte. Die Idee der „interface“ und die kausale Theorie der Wahrnehmung muss, um Fortschritte in den Diskussionen zu ermöglichen, zugunsten einer realistischen Theorie der Wahrnehmung verworfen werden.

Putnam argumentiert für einen direkten, oder natürlichen Realismus, nach dem wir in kognitiver Relation zur Realität stehen und die Aspekte der externen Realität direkt erfahren können. Er betont die Kontextabhängigkeit unserer Sprache und, dass die Möglichkeit, Referenz zu erklären, von einer kontext-sensitiven Semantik abhängt, welche soziale, historische und kulturelle Aspekte mit einbezieht, und welche die vielen Arten und Formen, wie wir uns in unserer Sprache auf die Realität beziehen können berücksichtigt, sowie deren historischen Ursprung, deren Wandelbarkeit und Erweiterungspotential anerkennt.

Letztlich liegt in unseren Praktiken und in unserem Sprachgebrauch der Schlüssel zu einer Philosophie, die sich nahe stehend zu pragmatischen Ansichten mit den realen Problemen von realen Menschen beschäftigt.

In diesem Sinne kann man sagen, dass Putnam die Öffnung und Erweiterung der Themenspektren der analytischen Philosophie massiv beeinflusst hat. Mit der Hinwendung zu und Berücksichtigung von sozialen, moralischen, politischen, historischen Kontexten, in die wir als kognitive Subjekte stets eingebettet sind, und durch die Beschäftigung mit unseren Praktiken, wie wir in unserer Sprache und unseren Sprachgewohnheiten auf die Welt Bezug nehmen, lässt sich als Vollzug einer soziokulturellen Wende in der analytischen Sprachphilosophie interpretieren.

5. SCHLUSS:

5.1. Die antirealistische Position des wissenschaftlichen Realismus:

Ich habe mich in dieser Arbeit mit den eng verbundenen Fragestellungen in der Realismus-Antirealismus-Debatte und der Philosophy of Mind beschäftigt und argumentiert, dass ein wissenschaftlicher Realismus auf eine antirealistische Position hinausläuft.

Kim's Physikalismus ist wohl der höchstentwickelte Physikalismus in der Philosophy of Mind, doch weder seine differenzierte Argumentation noch seine bereitwillige Berücksichtigung aller möglicher Positionen versetzen ihn in die Lage, dem Dilemma, das sich aus einem physikalistischen Standpunkt rund um „mental causation“, „mental content“ und das Qualia-Problem ergibt, auszuweichen. Kim sieht sich vor die Wahl gestellt, zwischen einem nicht-reduktionistischen Physikalismus, nach dem Mentalität keine kausale Relevanz besitzt und ein Epiphänomen ist, und einem reduktionistischen Physikalismus, nach dem mentale Eigenschaften nichts Anderes als physikalische Eigenschaften sind, und wählt den reduktionistischen Weg. Folglich besitzt Mentalität zwar kausale Relevanz, ist aber durch das Physikalische determiniert, bringt so auch keine neuen Qualitäten in die Welt, die über das Physikalische hinausgehen könnten. Kurz, Kim muss auf die Irrealität des Mentalen schließen, verliert die Eigenständigkeit des Mentalen und kann die Art und Weise, wie Mentalität einen Unterschied in der physikalischen Welt ausmacht nicht bestimmen, sodass Roth's Schluss, „es ist das Gehirn, das entscheidet“, nicht wirklich von der Hand zu weisen ist und unsere Freiheit zur Illusion wird.

Das steht jedoch im Widerspruch zu unserer Alltagserfahrung und aus philosophischer Sicht ist die Frage, ob wir einen solchen Standpunkt vertreten können, offensichtlich zu verneinen, denn diese scientistische Haltung transportiert den Kern eines metaphysischen Realismus, und zwar, dass Wissenschaft die einzig wahre Beschreibung der Welt liefert. Dieses Bild ist in sich schon kritisierbar, die Position ist jedoch schlicht selbstwiderlegend, und zwar aufgrund der Tatsache, dass der Scientismus mit einer kausalen Theorie der Wahrnehmung verbunden wird, nach der die Objekte unserer Wahrnehmung mentale Repräsentationen externer Gegenstände sind und Wahrheit in einer Entsprechungsbeziehung besteht. Spätestens beim Resultat der Irrealität mentaler Phänomene muss sich die Frage ergeben, wie etwas, das keine eigenständige kausale Relevanz besitzt, überhaupt einen realen Unterschied ausmachen kann, und im Anschluss daran die Frage, wie die irrealen mentalen Phänomene überhaupt etwas repräsentieren können, und wie sie in der einen (wahren) Entsprechungsbeziehung zur externen Realität stehen können. Realismus setzt also die Realität mentaler Phänomene voraus, ein wissenschaftlicher Realismus kann diese jedoch unmöglich in seiner Ontologie unterbringen. Daher bezieht der wissenschaftliche Realismus eine antirealistische Position.

Diese Überlegungen zeigen einerseits, wie wichtig und bereichernd es sein kann, über die Zusammenhänge zwischen verschiedenen philosophischen Feldern zu reflektieren, um Probleme unter verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten, sowie deren Annahmen zu hinterfragen und die Herangehensweisen zu erweitern, andererseits deuten sie auf die Notwendigkeit, die „Wahrheitsansprüche“ verschiedener Arten von Diskursen und menschlichen Aktivitäten sowie deren Relevanz für unsere Lebensweisen bestehen zu lassen, und weder dem Blickwinkel der Wissenschaft noch irgendeiner anderen Perspektive den Vorrang zu geben.

Eine solche Philosophie habe ich an der Denkentwicklung von Hilary Putnam skizziert, der allen Formen, in denen wir mit der Realität in Kontakt treten können, den gleichen Stellenwert zuschreibt und für den das philosophisch bedeutsam ist, was unverzichtbar für unser Denken und Leben ist.

Abschließend möchte ich die zentralen Elemente seines Philosophierens noch einmal festhalten.

5.2. Realismus:

Realismus ist eines der wichtigsten Themen in Putnam's Philosophie, und er hat stets den Standpunkt vertreten, dass Philosophen die Common Sense- Welt nicht ignorieren dürfen, und vor diesem charakteristischen Hintergrund greift er die Annahmen des metaphysischen und des wissenschaftlichen Realismus an (vgl. Conant&Zeglen 2002, 89), wobei er vor allem die Einnahme einer absoluten Perspektive, einer „God's Eye View“ kritisiert. Relativismus ist die Kehrseite dieser Medaille, denn sowohl absoluter Wissensanspruch, als auch die absolute Relativierung allen Wissens setzen den illusorischen Standpunkt voraus, dass die Welt unabhängig vom Beobachter beschrieben werden kann.

Dem entgegen vertritt Putnam die Ansicht, dass wir als kognitive Subjekte immer in der Welt situiert sind, und diese nicht unabhängig von unseren kognitiven Fähigkeiten, unserer Sprache, sowie unseren Interessen und Zielen beschrieben werden kann.

Die Annahmen des traditionellen metaphysischen Realismus sind (1) die Welt besteht aus einer feststehenden Totalität von geistunabhängigen Objekten, (2) es gibt genau eine wahre und vollständige Beschreibung der Welt, und (3) Wahrheit besteht in einer Korrespondenz zwischen unseren Gedankenzeichen und den Objekten der geistunabhängigen Welt (vgl. Putnam 1980c in Putnam 1993, 156).

Putnam vertritt mit seinem natürlichen Realismus, dass Aspekte der Realität erfahren werden können und wir direkten Zugang zur externen Welt haben, diese somit unabhängig von unserem Bewusstsein existiert (1); er lehnt jedoch die im metaphysischen Realismus angenommene epistemologische These, dass ein kognitives Subjekt eine absolute Perspektive auf die Welt einnehmen kann (God's Eye View), vehement ab. Er verwirft damit (2); wir können nie unabhängig von unseren Sprachen, Praktiken, Interessen, Sprachgewohnheiten, sozialen Normen und Erkenntniszielen die Welt beschreiben, und daher kann es weder eine endgültige, noch eine komplette, und auch keine einzige, wahre Beschreibung der Welt geben. Entgegen (3) hält Putnam konsistent an der Ansicht fest, dass, wenn Wahrheit als Korrespondenzrelation beschrieben werden kann, dann gibt es mehrere solcher „wahrer“ Relationen. Es gibt keine Möglichkeit der Entscheidung oder Hierarchisierung zwischen unseren vielfältigen Zugängen zur Realität, sondern wir müssen jeden dieser Zugänge, und möglicherweise die Institutionen und Wissenschaften, die sich darum gebildet haben, im spezifischen Kontext und in ihrer eigenen Sprache verstehen, uns selbst als lebendige Menschen in einem historischen, sozialen, und kulturellen Kontext auffassen, und unsere Erkenntnisse über die Welt ebensolchen Prozessen zuschreiben.

In diesem Zusammenhang lässt sich von einer soziokulturellen Wende in der analytischen Sprachphilosophie sprechen, die Putnam wesentlich in Gang gebracht hat. Es geht ihm darum, unsere Pluralität an Welt-Zugängen zu studieren, und die Art und Weise, wie sie der Realität verantwortlich werden, herauszuarbeiten. Schließlich bedeutet Wahrheit in verschiedenen Situationen etwas Anderes, sie kann, als Tool verstanden, mehreres zugleich sein.

Der Ursprung der Problematik in der Philosophy of Mind als auch in der Realismusdebatte liegt in der Annahme einer Schnittstelle zwischen Wahrnehmendem und externer Welt. Aus diesem Bild folgt nicht nur die Irrealität mentaler Phänomene, es muss auch unklar bleiben, wie wir in unserer Sprache und unserem Denken auf Gegenstände und Eigenschaften der externen Welt referieren können.

Putnam´s Denkbewegung im Laufe der 90er Jahre ist durch die Verwerfung dieses „interface“, und durch eine modifizierte Auffassung unseres epistemischen Zugangs zur Realität, zur Welt „dort draußen“, charakterisierbar.

Natürlicher Realismus ist für Putnam die beste Theorie unseres epistemischen Zugangs, denn er stellt nicht unsere alltäglichen Erfahrungen und unser alltägliches und wissenschaftliches Wissen in Frage, wir haben direkten Zugang zur Welt, oder wir nehmen die Objekte in der Welt direkt wahr – wir erfahren Aspekte der externen Realität ohne epistemische Schnittstelle (vgl. Conant&Zeglen 2002, 93). Mit dieser realistischen Theorie der Wahrnehmung überwindet Putnam die Antinomie des Realismus und das Dilemma der Philosophy of Mind, indem er die Probleme als philosophisches Erbe der Epistemologie des 17. Jahrhunderts in ihrem Kontext als unintelligibel entlarvt.

Das Bewusstsein sieht er nicht als immaterielles „Ding“ an, sondern beschreibt es als eine Menge an menschlichen Fähigkeiten und Potentialen, die uns erlauben mit der Welt und anderen Menschen in Interaktion zu treten, und die es uns ermöglichen, die Objekte in unserer Umwelt direkt wahrzunehmen, auf sie zu referieren, und über sie zu urteilen.

Die Aufgabe dieser Philosophie ist die Beschreibung unserer Alltagswelt von einem alltäglichen Standpunkt aus. Es ist nicht ihre Aufgabe, für die Beschreibung eine Erklärung vorzulegen, sondern stellt vielmehr eine Ergänzung zu wissenschaftlichen Beschreibungen, sowie zu allen sonstigen Weisen, in denen wir die Welt zu beschreiben versuchen, dar.

5.3. Pragmatismus:

In Putnam´s Philosophie sind mehrere pragmatische Elemente enthalten, denn obwohl er sich selbst nicht als Pragmatiker bezeichnet, sieht er im Pragmatismus wertvolle Anregungen, was Grundprinzipien einer Philosophie, welche den Common Sense ernst nimmt, betrifft (vgl. Conant&Zeglen 2002, 3). Tatsächlich werden mit der Entwicklung seines philosophischen Denkens immer mehr Einflüsse von pragmatischen Denkern spür- und sichtbar. Putnam´s Beschäftigung mit dem Pragmatismus bereitet entlang der Verwerfung der „Fact/Value Dichotomy“ und der Behauptung, dass grundsätzlich keine epistemische und methodologische Differenz zwischen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichem Wissen besteht, seine Beschäftigung mit Ethik vor⁷.

Abschließend möchte ich diese pragmatischen Elemente in den Vordergrund stellen, denn Putnam´s Philosophie lässt sich anhand dieser Eckpfeiler besonders gut charakterisieren. Zu einem Text von seiner Frau Ruth Anna Putnam kommentiert er selbst diese Elemente und charakterisiert als diejenigen, die er für die Philosophie des 21. Jahrhunderts gerne als zentral sehen würde (vgl. Putnam in Conant&Zeglen 2002, 12).

Ruth Anna Putnam beschreibt, was es für die Philosophie heißt, den Pragmatismus ernst zu nehmen (vgl. R.A. Putnam in Conant&Zeglen 2002, 7 ff.).

⁷ Siehe: Putnam, Hilary: „The Collapse of the Fact/Value Dichotomy and Other Essays“; First Harvard University Press paperback edition, Cambridge (u.a.): Harvard Univ. Press 2004
Und: Putnam, Hilary: „Ethics without Ontology“; Cambridge, Mass. (u.a.): Harvard Univ. Press 2004

Dewey schreibt⁸, dass die Philosophie dann Fortschritte macht, wenn sie sich von den Problemen der Philosophen verabschiedet und sich um die Probleme von Menschen kümmert, wenn sich die Philosophie also den Problemen der Menschheit annimmt. So haben Pierce, James und Dewey ihre Bücher für eine breite Zuhörerschaft geschrieben und aktuelle Problemlagen aufgegriffen. Den Pragmatismus ernst zu nehmen, bedeutet also erstens, nicht in Frage zu stellen, dass wir in einer gemeinsamen Welt leben, die wir mit anderen Menschen - bewusst nicht „Minds“ - teilen. Sich den Problemen der Menschheit zuzuwenden, bedeutet für Peirce, den cartesianischen Skeptizismus als Scheinzweifel zu betrachten, der keine Untersuchungen anregt und formuliert damit den für den Pragmatismus typischen Antiskeptizismus. Dies führt uns zum nächsten Element, man nimmt Pragmatismus dann ernst, wenn man Skeptiker oder metaphysischer Realist ist, sondern Pragmatismus besteht darin, den Common Sense und unsere daran geknüpften Überzeugungen als selbstverständlich anzunehmen. Pierce hält weiters fest, dass die wissenschaftliche Methode des Vergleichs zwischen Erfahrungen nicht in der Lage ist, unsere Überzeugungen festzulegen und verweist auf die soziale Dimension unserer Untersuchungen und Methoden. Was am cartesianischen Zweifel irreführend ist, ist die Tatsache, dass unterstellt wird, der Zweifel könne von einem Individuum aus der Welt geräumt werden. Das verdeckt jedoch ein weiteres Element des Pragmatismus, dass unser Wissen auf den Erkenntnissen unserer Vorfahren aufbaut, und, dass jegliche „Wissensarbeit“ von einer Gemeinschaft an Forschern erledigt wird. Pragmatismus legt darüber hinaus nahe, sich selbst nicht als Zuschauer, sondern als Akteur in der Welt zu begreifen und damit die Frage „Was soll getan werden?“ immer wieder aufs Neue zu konfrontieren. Bei der Konfrontation mit sozialen und moralischen Problemen nimmt man den Pragmatismus dann ernst, wie Dewey gemeint hat, wenn man keine scharfe Trennungslinie zieht, sondern jedes soziale Problem auch als ein moralisches Problem ansieht und umgekehrt; weiters, dass auch keine Trennungslinie zwischen moralischen und anderen Problemen verortet wird, und die selben Untersuchungsmethoden in unterschiedlichen Bereichen anwendbar sind. Das führt zu einem letzten Element, das sich bereits andeutet, nämlich die Ablehnung der Trennungslinie zwischen Fakten und Werten, welche in der Annahme besteht, dass die Unterscheidung kein ontologisches oder epistemologisches Gewicht hat. Es gibt keine wissenschaftliche Untersuchung, die nicht auch Werturteile mit einbezieht. Unsere moralischen Kodizes sind danach nichts Anderes als wissenschaftliche Theorien, beide sind Mittel, um uns in einer komplexen Welt zurechtzufinden, und wenn wir Wissenschaft nicht hinterfragen, warum sollten wir dann unsere Moral hinterfragen?

Putnam selbst hat sich in seinen Italian-Lectures eingehend mit dem Pragmatismus beschäftigt. Den größten Verdienst der Pragmatiker sieht Putnam darin, dass sie die Verbindungen zwischen theoretischem und praktischem Diskurs hervorgehoben haben (vgl. Conant&Zeglen 2002, 3), denn auch er hat auf die Wichtigkeit der Praxis und den Standpunkt des Handelnden hingewiesen (vgl. R.A Putnam in Conant&Zeglen 2002, 7).

Wir haben gesehen, dass Putnam, wie die Pragmatisten, die Fact/Value-Dichotomy ablehnt. Sein Argument hat auf der Wahrnehmung aufgebaut, dass die Wissenschaft anhand von Prinzipien wie Kohärenz und Einfachheit operiert, welche entscheidend für die Formulierung einer Theorie sind, doch gleichzeitig Werte darstellen, ohne die es keine Fakten gäbe. Werte und Fakten sind also miteinander verwoben und Putnam knüpft die pragmatische Ansicht daran, dass es keine methodologische Differenz zwischen Wissenschaft und Ethik gibt.

⁸ Siehe: Dewey, John: „Reconstruction in Philosophy“; 5. Print., New York: The New American Library, 1954.

In Folge ist er sehr daran interessiert, zu verstehen, wie Objektivität bezüglich unseren Werten möglich ist und wie sie erreicht werden kann. Hier positioniert sich Putnam als Pluralist, denn es kann mehrere widersprüchliche Theorien oder konzeptuelle Schemata und damit gleichermaßen zutreffende Beschreibungen der Welt geben. Er orientiert sich an James und dem frühen Pierce, wenn er Wahrheit als eine pragmatische Kombination aus Fallibilismus und Antiskeptizismus beschreibt (vgl. Putnam 1995, 20f.). Diesen Wahrheitsbegriff fasst er als normativ auf – es gibt eine normative Relation zwischen Fakten und Urteilen –, der Wahrheitsbegriff kann jedoch weder naturalisiert, noch auf kulturelle Praktiken relativiert werden. Unsere Theorien sind also nicht immun gegenüber Revisionen, deswegen ist es jedoch nicht nötig, alles auf einmal zu bezweifeln, wie dies Descartes tat, sondern wir „müssen“ nur dann an unseren Theorien zweifeln, wenn wir gute Gründe dafür haben.

Wenn ich ein zentrales, pragmatisches Element bei Putnam nennen müsste, das im Zusammenhang mit dieser Arbeit, also mit der Realismusdebatte und den Diskursen in der Philosophy of Mind, von besonderem Interesse ist, dann ist es die Ablehnung der Trennung von wissenschaftlichem und nichtwissenschaftlichen Wissen. Besser als Putnam in der folgenden Passage kann man es, glaube ich, nicht ausdrücken, dass die Kluft zwischen wissenschaftlichem und nichtwissenschaftlichem Wissen in unseren – gesellschaftlichen, soziolinguistischen, kulturellen – Praktiken begründet liegt:

“The distinction between science and nonscientific knowledge is a fuzzy one. But even the two cases I have considered, the science-related case (...), and the case of social ethics illustrate one aspect of the distinction: while judgements of reasonableness (coherence, plausibility, simplicity and the like) are presupposed by science, they are not often thematized by science, whereas in the “nonscientific” case they are likely to be the explicit subject matter of our controversies and discussions“ (Conant&Zeglen 2002, 22).

Mit den folgenden von Putnam adaptierten Sätzen aus „Beyond the Fact/Value-Dichotomy“ möchte ich schließen, denn sie bringen auf den Punkt, warum es diese Grenze überhaupt gibt, und wie wir als Menschen damit umgehen können:

“ (...) any conception of rationality broad enough to embrace Philosophy – not to mention linguistics, mentalistic psychology, history, clinical psychology, and so on – must embrace much that is vague, ill-defined, no more capable of being „scientized“ than was the knowledge of our ancestors. The horror of what cannot be “methodized” is nothing but method fetishism. It is time we get over it. Getting over it would reduce our intellectual hubris. We might even recover our sense of mystery; who knows?” (Conant&Zeglen 2002, 24).

Literaturverzeichnis:

- AUDI, Robert (Hrsg.): "The Cambridge Dictionary of Philosophy" (general editor Robert Audi); 2. Ed. Cambridge; Cambridge Univ. Press 1999
- BLOCK, Ned (Hrsg.): "Readings in Philosophy of Psychology"; Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press, 1980
- BROCK, Stuart & MARES, Edwin: "Realism and Anti-Realism"; 1. publ.; Stocksfield: Acumen Publ., 2007
- BURGE, Tyler, „Individualism and the Mental“, Midwest Studies in Philosophy 4, S. 73-121, 1979
- CONANT, James & ZEGLEN, Ursula M.: "Hilary Putnam: Pragmatism and Realism"; (Ed. by James Conant); 1. publ., London (u.a.): Routledge, 2002
- FRANK, Manfred (Hrsg.): "Analytische Theorien des Selbstbewusstseins" (hrsg. Frank, Manfred); 1. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1994
- GUTTENPLAN, Samuel (Hrsg.): "A Companion to the Philosophy of Mind" (Ed. by Samuel Guttenplan), 1. publ., Oxford (u.a.): Blackwell 1994
- KIM, Jaegwon: "Philosophy of Mind"; (Dimensions of Philosophy Series), 2. publ., Westview Press, 1998 (a)
- KIM, Jaegwon: "Mind in a Physical World: an essay on the Mind-Body Problem and Mental Causation"; Cambridge, Mass.: MIT Press, 1998 (b)
- MCCORMICK, Peter J. (Hrsg.): "Starmaking: Realism, Anti-Realism and Irrealism"; Cambridge, Mass. (u.a.): MIT Press, 1996
- PESSIN, Andrew & GOLDBERG, Stanford (Hrsg.): "The Twin Earth Chronicles: Twenty Years of Reflection on Hilary Putnam´s "The Meaning of Meaning"; Armonk, NY (u.a.): Sharpe, 1996
- PUTNAM, Hilary: "Reason, Truth and History"; 1. publ.; Cambridge (u.a.): Cambridge Univ. Press, 1981
- PUTNAM, Hilary: "Realism with a Human Face" (ed. by James Conant); 1. paperback ed., Cambridge, Mass. (u.a.): Harvard Univ. Press, 1990
- PUTNAM, Hilary: „Von einem realistischen Standpunkt: Schriften zu Sprache und Wirklichkeit" (Herausgegeben, eingeleitet und übersetzt von Vincent C. MÜLLER); dt. Erstausgabe, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, 1993
- PUTNAM, Hilary: "Pragmatism: An Open Question" (The Italian Lectures); Oxford (u.a.): Blackwell 1995

PUTNAM, Hilary: "the threefold cord: mind body and world", (The James Dewey essays in philosophy; no.5); New York, NY (u.a.): Columbia Univ. Press, 1999

ROTH, Gerhard: „Worüber dürfen Hirnforscher reden – und in welcher Weise“; in: Zeitschrift für Philosophie, S. 223- 234, Heft 02/2004

Artikelverzeichnis zu Hilary Putnam:

PUTNAM, Hilary: „The Nature of Mental States“ (1967); S.223-231, in Block 1980

PUTNAM, Hilary: „Erklärung und Referenz“ (1973); S. 27 – 51, in Putnam 1993

PUTNAM, Hilary: „Sprache und Wirklichkeit“ (1975a); S. 52 – 77, in Putnam 1993

PUTNAM, Hilary: „Was ist Realismus“ (1975b); S. 78 – 99, in Putnam 1993

PUTNAM, Hilary: "The Meaning of Meaning" (1975c); S. 3 – 52, in Pessin & Goldberg 1996

PUTNAM, Hilary: „Modelle und Wirklichkeit“ (1980a); S. 101 – 132, in Putnam 1993

PUTNAM, Hilary: „Referenz und Wahrheit“ (1980b); in Putnam 1993

PUTNAM, Hilary: „Wie man zugleich interner Realist und transzendentaler Idealist sein kann“ (1980c); S. 156 – 173, in Putnam 1993

PUTNAM, Hilary: "Warum es keine Fertigwelt gibt" (1982); S. 174 – 202, in Putnam 1993

PUTNAM, Hilary: "Is There Still Anything to Say about Reality and Truth?";
S. 11 – 28, in McCormick 1996;
u. in Putnam, H (1987): "The Many Faces Of Realism" (The Paul Carus Lectures);
S. 3 – 22

PUTNAM, Hilary: "Irrealism and Deconstruction"; S. 179 – 200, in McCormick 1996
u. Putnam (1992): "Renewing Philosophy", S. 108 – 133

PUTNAM, Hilary: "Realism with a Human Face" (Kant Lectures); S. 3 – 29, in Putnam 1990

PUTNAM, Hilary: "A Defense of Internal Realism"; S. 30 – 42, in Putnam 1990

PUTNAM, Hilary: "Is the Causal structure of the Physical Itself Something Physical?"; S. 80 – 95, in Putnam 1990

PUTNAM, Hilary: "Why is a Philosopher"; S. 105 – 119, in Putnam 1990

PUTNAM, Hilary: "Beyond the Fact/Value Dichotomy"; S. 135 – 141, in Putnam 1990

PUTNAM, Hilary: "The Place of Facts in a World of Values"; S. 142 – 162, in Putnam 1990

DIE ANTIREALISTISCHE POSITION DES WISSENSCHAFTLICHEN REALISMUS – SOZIOKULTURELLE WENDE DER ANALYTISCHEN SPRACHPHILOSOPHIE

ABSTRACT

Vor dem Hintergrund der Realismus-Antirealismusdebatte zeige ich, dass ein wissenschaftlicher Realismus in der analytischen Philosophie des Geistes zu einer antirealistischen Position führt.

Ich argumentiere, dass dieses Ergebnis auf die Unsinnigkeit hinausläuft, überhaupt einen wissenschaftlichen Realismus als philosophische Position zu halten. Weiters skizziere ich unter starker Bezugnahme zur Philosophie Hilary Putnams eine realistische Haltung, welche der Philosophie nicht die Grundlage entzieht, wie ein Scientismus, sondern, wie der Pragmatismus, den Dingen, die für unser Leben wichtig und unerlässlich sind, philosophische Bedeutung beimisst.

Nach dem Kollaps der „Fact/Value-Dichotomy“ und der Einsicht, dass es keine werteunabhängigen Tatsachen gibt, stellt Putnam den ethischen Diskurs auf die selbe epistemologische Ebene wie den wissenschaftlichen, er stellt darüber hinaus klar, dass kein Diskurs ohne Bezug auf gesellschaftliche Normen und die Sprachgemeinschaft möglich ist. Er steht damit im Zentrum einer soziokulturellen Wende in der analytischen Sprachphilosophie.

Gibt es reale Objekte und existieren sie und somit die Welt unabhängig von unserer Erfahrung und unseres Wissens von ihnen?

Wo ist der Ort der Mentalität in einer fundamental physikalischen Welt?

Es ist ein Ziel dieser Arbeit, die philosophischen Debattenlagen in der Philosophy of Mind und in der Frage Realismus/Antirealismus an ihren spannendsten Punkten darzustellen, doch andererseits weise ich auf den epistemologischen Konnex der Fragen hin:

Wahrnehmung und Erkenntnis setzen die Realität des Mentalen voraus.

Hilary Putnam verwirft kausale Theorien der Wahrnehmung zugunsten seiner jüngeren Ansicht, dass wir über natürliche, kognitive Relationen epistemischen Zugang zur Welt erfahren und wird gegen einen wissenschaftlichen Materialismus, sowie gegen einen metaphysischen Realismus einwenden, dass diese Positionen keinen Platz für die kognitiven und normativen Aktivitäten der Menschen lassen und seinerseits für einen direkten, natürlichen Realismus plädieren. Die Annahme einer Schnittstelle zwischen Bewusstsein und externer Welt muss nach Putnam aufgegeben werden, damit philosophischer Fortschritt in der Realismus- und in der Philosophy of Mind-Debatte möglich wird. Diese Überlegungen zeigen einerseits, wie wichtig und bereichernd es sein kann, über die Zusammenhänge zwischen verschiedenen philosophischen Feldern zu reflektieren, um Probleme unter verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten, sowie deren Annahmen zu hinterfragen und die Herangehensweisen zu erweitern, andererseits deuten sie auf die Notwendigkeit, die „Wahrheitsansprüche“ verschiedener Arten von Diskursen und menschlichen Aktivitäten sowie deren Relevanz für unsere Lebensweisen bestehen zu lassen, und weder dem Blickwinkel der Wissenschaft noch irgendeiner anderen Perspektive den Vorrang zu geben.

In diesem Sinne kann man sagen, dass Putnam die Öffnung und Erweiterung der Themenspektren der analytischen Philosophie im Laufe des 20. Jahrhunderts massiv beeinflusst hat. Mit der Hinwendung zu und Berücksichtigung von sozialen, moralischen, politischen, historischen Kontexten, in die wir als kognitive Subjekte stets eingebettet sind, und durch die Beschäftigung mit unseren Praktiken, wie wir in unserer Sprache und unseren Sprachgewohnheiten auf die Welt Bezug nehmen, lässt sich als Vollzug einer soziokulturellen Wende in der analytischen Sprachphilosophie interpretieren.

Lebenslauf

Sebastian Baier

Am 9. 1. 1979 in Innsbruck geboren

09/89 - 06/97 Bundesgymnasium Blumenstrasse, Bregenz

Studium:

- 10/03 – dato Diplomstudium Philosophie, Universität Wien
Diplomarbeit: „Die antirealistische Position des wissenschaftlichen Realismus – Soziokulturelle Wende der analytischen Sprachphilosophie“
- 10/01 - 06/08 Diplomstudium Soziologie, Universität Wien
Diplomarbeit: „management goes social – Was Manager in sozialen Einrichtungen lernen können. Eine Untersuchung des Transfers beim Projekt Brückenschlag“
Spezialisierung in Organisationssoziologie
Fächerkombination aus Psychologie, Wissenschaftstheorie und Politikwissenschaft
Forschungspraktikum in Kooperation mit dem Wiener Netzwerk Gesundheitsfördernder Schulen
- 09/99 - 06/01 Baccalaureatsstudium Philosophie an der IAP (Internationale Akademie für Philosophie), Fürstentum Liechtenstein

Forschungstätigkeiten / Projektarbeiten:

- 03/07 - 11/08 Projektmitarbeiter bei Brückenschlag, Weiterbildungsprogramm für Manager: sozialwissenschaftliche Evaluation des Projekts mit qualitativen und quantitativen Methoden; Präsentationstätigkeit, Berichterstattung: („Schlüsselfaktoren des Transfers - ein Beitrag zur Evaluation von Brückenschlag“)
- 10/04 - 06/05 Forschungsarbeit für das Wiener Netzwerk Gesundheitsfördernder Schulen („Bedingungen der Gesundheitsförderung an Schulen“)
- 03/04 - 12/06 Projektmitarbeiter im Verein ´philosophische akademie`, Wien
Organisation von philosophischen Symposien in Rauris (2004) und Wien (2005)
(Seewald, Ch. et al. (Hrsg.): „Rationalität – Placebo der Wahrheit; 2. Symposium der philosophischen akademie“, Frankfurt a. M./Wien; Verlag P. Lang, August 2006)